Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Erna

oder

„Ich habe gelebt und geliebet."

Ein Seelengemälde

von

T. S. Braun.

Dritter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Erstes Kapitel.

Es giebt ein Uebermaß des Leidens das uns erstarrt und mit der Ruhe und Klarheit des kalten Verstandes die Zustände überschauen läßt, welche unser ganzes Wesen so übermächtig zu erschüttern vermocht.

Von solchen Höhenpunkten des Schmerzes aus vollzieht sich oft eine anscheinend plötzliche und doch lange und tief vorbereitete Wandlung in unserem Denken und Fühlen.

Unser eigenstes Wesen befreit sich von sich selbst und wird Herr der Sachlage, während es bisher in gewissem Sinne das Opfer der Umstände gewesen.

Erna hatte lieben wollen von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth und um jeden Preis; selbst diese liebearme, selbstsüchtigste aller Schwestern.

Sie liebte nun nicht mehr.

Sie sah, wie die Schwester mit kaltem Blute Unrecht that, und ohne Mitleid sie an ihrem Wege zertrat, sie, die sich selbst verläugnet hatte, um ihr das kalte Herz mit der eigenen quellenden Liebe zu er=

wärmen und sie glauben zu lehren an das Gute und Wahre.

Eine tiefe Abneigung trat an die Stelle der hingebenden Liebe, welche Erna so unbegreiflich lange dieser Schwester gegenüber festzuhalten vermocht.

Lange schon mochte es mehr Wille und Charakter gewesen sein als wirkliche Liebe, was Erna ihr liebevolles Wesen gegen sie festhalten ließ; allein sie war sich im Handeln unverändert gleich geblieben.

In der Nacht, welcher die Begegnung der Schwestern voraufgegangen war und welche Erna in den heftigsten Seelenkämpfen verbrachte, zeitigte sich die Umwandlung dieses Gefühls und die Erkenntniß desselben in ihrem Herzen.

„Nein, ich liebe sie nicht mehr", sagte sich die immer gegen sich selbst Wahre. Meine Liebe war thörichte Jugendschwärmerei — das hat sie nun abgestreift. Mein Verstand kann sie nicht lieben, nicht schätzen. Sie war nicht werth, daß ich mich um ihretwillen verlor, und ich habe nur das Unheil dadurch herbeiführen helfen. Ich will sie nun meiden, soviel ich kann — so lange es noch währen wird — obwohl ich Frieden halten werde und ihr nirgend in den Weg treten. Davor schützt mich ja mein armes thörichtes Herz. —

Nun hat alles Hangen und Bangen ein Ende, alles Harren, aber auch alles Hoffen, und an der Stelle ist eine kahle, nackte Oede entstanden, eine brennende Wüstensteppe, da wächst nichts mehr." —

Am Morgen kam die Mutter in ihr Zimmer um zu sehen, wie sie geschlafen habe?

„Nur wenig heut, gute Mama", sagte Erna die Hand der Mutter an ihre Lippen ziehend. „Laß mich noch ruhen, ich fühle mich sehr ermüdet."

„Und Silvia? Willst Du sie sehn und willkommen heißen?"

„Ich habe sie gesehn", erwiederte Erna in so ungewöhnlichem Tone, daß Therese überrascht schien und fragte: „Wie war Eure Begegnung?"

„Kalt und herzlos, wie Silvia einmal ist", sprach Erna bitter. „Ich bin in meiner jetzigen Schwäche nicht im Stande, das so zu ertragen wie früher und bitte Dich, meine beste Mama, mich so wenig als möglich mit ihr allein zu lassen. Ihr Wesen macht mich kränker, es flößt mir die — schmerzlichsten Empfindungen ein."

„Es soll geschehen, mein Kind," versicherte Theresa beruhigend, allein sie staunte im Stillen über die Veränderung, welche mit Erna vorgegangen. „Krankheit fördert nicht", dachte sie, „selbst dieses beste Gemüth kann sich einer selbstischen Regung nicht enthalten."

Zu Silvia sagte sie nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Frühstück, als der Vater sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte. „Sei doch recht liebevoll zu der kranken Schwester, sie bedarf es so sehr."

Silvia pflegte auf so etwas selten eine Erwiederung zu haben, das kannte Theresa an ihr und fuhr also, ohne eine solche zu erwarten, fort: „Und jetzt

erzähle mir einmal etwas von der Baronin, über welche Du Dich niemals näher eingehend ausgesprochen."

„Weil sehr wenig von ihr zu sagen war," sagte Silvia abgewendet. „Sie wurde mir ziemlich langweilig — das Beste an ihr war, daß sie mir Gelegenheit gab meine Reiselust zu kühlen. Ich habe doch viel Schönes gesehn und will Mittags davon erzählen; jetzt will ich, wenn Du erlaubst, meine Sachen mit Rosette ordnen."

Unter diesem Vorwande befreite sie sich von den ferneren Fragen der Mutter und beschäftigte sich bis Mittag in ihren Zimmern, bis der Vater vom Gericht nach Hause kam und sie nun wohl vorbereitet, den Fragen zu begegnen, bei Tische erschien.

Erna fehlte. „Sie ist entsetzlich schwach," berichtete Theresa auf des Vaters Frage. „Ich glaube, die bevorstehende Consultation der Aerzte regt sie auf. Jedes Ungewöhnliche hat den schlimmsten Einfluß auf sie."

Silvia wurde nun von dem Vater um Mancherlei befragt und antwortete mit ihrer altgewohnten Einsylbigkeit. Ueber ihre plötzliche Ankunft gab sie den Aufschluß, es sei von der „Sommerfrische" in Tyrol, wo sie die letzten Wochen verlebt, eine Justizräthin D . . . . nach dem benachbarten B. abgereist und sie habe deren Gesellschaft zur Rückreise benutzt. Dann erzählte sie etwas gesprächiger von der Gegend, der dortigen Lebensweise und von verschiedenen auf ihren Reisen berührten Punkten.

„So hast Du ja viel Schönes gesehn," bemerkte Theresa, indeß scheint Dich das Reiseleben etwas angegriffen zu haben; Du bist nicht so voll mehr als Du warst und siehst etwas abgespannt aus. Nun, jetzt kannst Du ruhen von der Ermüdung; pflege Dich recht, damit Du Dich schnell erholst. Zum Glück hast Du eine gute Farbe bekommen. Sonst warst Du eigentlich bleicher, obwohl Du dabei gesund aussahst, und jetzt hast Du ganz hübsch geröthete Wangen.

„Hat sie die Schminke erkannt, die ich zu Hülfe nahm um den Fragen über mein verändertes Aussehn im ersten Augenblick zu entgehn?" fragte sich Silvia. „Ja, Sorge, Aerger, Kränkung, Leidenschaft sie zehren den Schmelz der Frische von der Erscheinung und graben ihre tiefen Linien in das Angesicht und in die Seele."

Im Aufstehen verbarg sich ihr leidenschaftliches Athmen; daß sie zu Gesagtem schwieg kannte man von ihr.

Am Nachmittag kamen die Aerzte aus der Residenz.

Erna ergab sich jetzt widerstandslos in Alles, was die Eltern wünschten.

Das dem Vater schließlich mitgetheilte, den Frauen schonend verhüllte Resultat der Consultation mit dem Hausarzte war, daß ein Herzübel bereits zu weit vorgeschritten sei, um eine volle Genesung hoffen zu dürfen. Hinhalten, Erleichtern, das gelte es hier, und dazu sei das erste Erforderniß: Beruhigung und Erheiterung des Gemüths. Die Aerzte forschten nach

der Veranlassung, ob vielleicht eine unglückliche Liebe—? allein Hippolyt wußte genau, daß davon nicht die Rede sei, und suchte die einzige Erklärung der Krankheit in der Zartheit der Organisation, der Lebhaftigkeit des Geistes und Tiefe des Gemüths, welche das Mädchen stets besessen.

Einige neue Verordnungen dienten zur Beruhigung Theresa's und Erna's, wie die Aerzte meinten, die nicht wußten, daß die Kranke selbst den unumwundenen Ausspruch der Unheilbarkeit ihres Leidens mit Ruhe, ja mit Freudigkeit aufgenommen haben würde.

„Eine Blüthe die der Wurm zernagte, ist ein unerquicklicher Anblick für Jeden; keines Menschen Herz erfreut sich mehr an ihr. Warum sollte ich da die Last des verdorbenen Daseins immer weiter tragen wollen? Es wird mich vor mir selbst entsühnen, wenn's mein Leben gekostet hat, und ich, ohne den Schmerz des verwundeten Bewußtseins noch einmal, einen einzig süßen, freiheitstrunkenen Moment lang vor dem Scheiden gelichtet zu sehen, das — ehemals — so schöne, reiche, liebliche Dasein verlasse; dieses Dasein, welches ich einst für lauter Licht und Luft und Glück gehalten." —

Gegen Abend trat Silvia bei ihr ein. Sie trug ihre Lieblingsarbeit in den Händen und sagte, in der Erkenntniß, daß es zu auffallend erscheinen würde, wenn sie sich gar nicht bei der kranken Schwester blicken lasse, von welcher sie so lange getrennt ge-

wesen: „Ich will Dir etwas Gesellschaft leisten; es muß sehr langweilig sein krank zu liegen.“

„Bitte, thu das nicht,“ erwiederte Erna mit vor innerer Erregung bebender Stimme. „Ich bin zu krank um Deine Nähe ohne die tiefste Erregung zu ertragen. Willst Du, um nicht aufzufallen, mich zuweilen besuchen, so komm mit Mama, oder Papa oder Anderen. Wir Zwei können uns allein nicht gegenüberstehen.“

Silvia glaubte nicht recht gehört zu haben. War das die weiche, sanfte Erna? Welches bewußte Abwehren, welcher Anstrich der Festigkeit — es war natürlich nur ein Aufflackern ohne intensive Kraft. Einer entschiedenen Widerstandskraft war das weiche Geschöpf ja gar nicht fähig.

Sie blieb stehen und sagte: „Fürchte keine aufregenden Gespräche, ich will nur still in Deiner Nähe arbeiten. Bedenke daß es nothwendig ist vor den Anderen.“

„Schieb es auf kranke Launenhaftigkeit, auf nervöses Ruhebedürfniß, aber geh, ich bitte Dich — wenn Dein Ohr eine Bitte zu fassen vermag.“

Sie schwieg und wendete sich nach der Wand. Silvia verließ langsam das Zimmer und traf in der Thür auf die Mutter, welche von Besorgniß getrieben kam, um über Erna's Ruhe zu wachen.

Diese hielt ihr die Hand entgegen und zog sie auf den Rand des Bettes nieder. „Meine süße Mama,“ flüsterte sie innig, „ich glaube, wenn Du etwas hier

bei mir sitzen bleibst und mir Deine Hand läßt — so schlafe ich jetzt ein Wenig.

„Nun, so schlafe sanft und getrost,“ sprach die Mutter, „ich bleibe bei Dir.“

Erna öffnete noch einmal matt die Lider um mit zärtlich dankbarem Blick die Mutter anzusehen, dann lag sie da mit dem Ausdruck tiefster Erschöpfung und endlich verkündeten ihre ruhigeren Athemzüge, daß sie schlief.

Wie selten wurde ihr die Erquickung eines ruhigen Schlafes. Meist war er fieberhaft beklommen, mit angstvollen Träumen, rasch abgebrochen durch schreckhaftes Auffahren. War es die Nähe der Mutter, die sie sonst stets abwehrte, wenn der Schlaf sie befiel, war es die Folge der Gefühlsumwälzungen, eine dadurch erhöhte Abspannung, sie erwachte etwas gestärkt, nahm eine Erfrischung zu sich und versicherte wohl genug zu sein, um das Bett auf einige Stunden verlassen zu können.

Die Aerzte hatten gestattet, daß die Kranke in dieser Beziehung ganz ihrem augenblicklichen Bedürfen folgen könne, und so war ihr Theresa behülflich bei dem Ankleiden und an ihrem Arme verließ sie ihr Zimmer und begab sich in den weiten luftigen Saal, in welchem sie im Winter getanzt hatten und wo sich's bei offenen Fenstern fast so gut wie im Freien athmete.

„Nun wollte ich, Papa käme etwas herein und Silvia,“ sagte Erna eigenthümlich entschlossen, „bitte,

willst Du sehen ob Papa Zeit hat und Silvia will?"

Die Mutter schob ihr einen bequemen Fauteuil in die Nähe des offenen Fensters, setzte ein Tischchen mit Büchern und Früchten vor sie hin und ging den Vater zu holen, der sich auch gern bereit finden ließ. Er hatte das Kind lieber, als er selbst es gewußt haben mochte. Ihres Leidens wegen ertrug er es besser, daß er Theresa so ausschließlich für sich, wie früher, nicht mehr haben konnte, als es in anderen Fällen zu geschehen pflegte. Er seufzte wohl zuweilen ungeduldig auf, wenn er Theresa's nicht zu jeder Zeit habhaft werden konnte, allein er sah ein, daß Erna seine Verbündete war und in selbstloser Weise die Gegenwart der Mutter so wenig als möglich für sich in Anspruch nahm, um sie ihm nicht zu sehr zu entziehn.

Als er eintrat reichte ihm Erna lächelnd die Hand entgegen und sagte: „Bitte, lieber Papa, komm und schenke mir etwas Deine Gegenwart. Ich habe Dich gestern und heut so wenig gesehn. Mama holt auch Silvia herbei."

„Nun, mein armer kleiner Schelm, so laß uns etwas plaudern, sprach Hippolyt und setzte sich neben sie. „Die Aerzte haben hoffentlich jetzt das Rechte getroffen und es wird endlich besser. Da kommt Mama mit Silvia auch." —

„Es fehlt nur Deine geliebte Cigarre noch," lächelte Erna, dann ist die ganze Familie beisammen."

Hippolyt wollte nicht rauchen, ihres leicht erregten Asthma's wegen, doch sie litt es nicht anders. „Du bist's gewöhnt, Väterchen, und es soll Dir bei mir ganz gemüthlich sein."

Er entzündete nun sehr gern das allmänniglich im lieben Deutschland hochbeliebte Kraut und suchte eine möglichst heitere Unterhaltung im Gange zu erhalten, da ihm die Aerzte Erheiterung als das beste Mittel den Fortgang des Uebels aufzuhalten und den Zustand zu erleichtern angegeben hatten.

Silvia saß am Fenster ihre Fäden verschlingend und widmete sich nur wenig der Unterhaltung, nur directen Fragen den nothwendigen Bescheid gebend. Sie vermied Erna's Blicke, die sie offen getroffen hatten, als sie eintrat, und nur bei dieser oder jener Antwort Silvia's unruhig irrten und sich zu Boden senkten.

Draußen hörte man nach einiger Zeit die Schelle ziehn.

„Marino!" rief Erna leise mit freudigem Aufleuchten des schwermüthigen Auges.

Silvia hob den Kopf und fragte: „Wer ist Marino?"

Ehe Jemand antworten konnte, meldete Johann die Lieutenants Palm und Ermland an.

Theresa wollte ablehnen, da es zu viel Unruhe für Erna sein müsse, allein diese bat sie nicht abzuweisen. „Ich ziehe mich zurück, sobald es mich angreift," sagte sie, „und ich bin heut gesellig" — aber

es war deutlich eine Enttäuschung in ihren Zügen zu lesen.

Die jungen Männer traten herein und während Palm's Blicke in der allgemeinen Begrüßung sogleich forschend Erna streiften, malte sich in Ermland's Zügen bei dem Erblicken Silvia's die freudigste Ueberraschung.

Sehr bald befand er sich in ihrer Nähe und in ihrer Fensternische ihr gegenüber Platz nehmend, unterhielt er sie auf das Lebhafteste.

Palm hingegen war ungewöhnlich ernst und wortkarg. Sein Herz schien voll und schwer und die Blicke, welche er in Momenten stummen Versinkens auf dem bleichen Mädchen ruhen ließ, redeten, von Theresa's bangem Herzen verstanden, eine deutliche Sprache tiefster Empfindung.

„Er leidet mit uns, der Arme," sagte sie sich und das gab ihr etwas Weiches, Mütterliches zu ihm, das seine trübe Nachdenklichkeit noch zu erhöhen schien.

Erna war schweigsam und nur die schwermüthig freundlichen Augen gaben Zeugniß von ihrer Theilnahme an der Unterhaltung, welche hauptsächlich Hippolyt im Gange erhielt.

Die Theestunde brachte einige Bewegung in den Kreis, die Gruppirung wechselte, Silvia und Ermland traten heran und Hippolyt bekam an dem lebhaft gesprächigen Offizier einen Genossen, welcher ihm das Gespräch im Fluß zu halten half. Palm

blieb heut einmal tief ernst, und wenn er auch als feiner Weltmann der Unterhaltung seine Aufmerksamkeit nicht entzog, so suchten seine Blicke doch wiederholt mit tiefer Schwermuth die im Hintergrunde sitzende Erna auf, die jetzt betroffen von dem düsteren Feuer dieser Blicke vor sich niedersah.

Einmal, als er nach der entgegengesetzten Seite hin sprach, hob sich ihr Blick wieder und ruhte forschend auf ihm, während sich peinliche Besorgtheit in ihren Zügen malte.

Indeß hatte sich Silvia in eine aufgeregte Lustigkeit hineingeredet, die etwas Erzwungenes hatte und an ihr fremdartig erschien. Sie wußte allem Fragen durch pikante scherzhafte Wendungen zu entgleiten und versteckte Stichelreden und Neckereien an die Stelle der gewünschten Auskünfte zu setzen.

Erna litt unbeschreiblich dabei. Sie konnte es gradezu nicht ertragen und erhob sich, um sich zurückzuziehen.

„Verzeiht mir," bat sie, „wenn ich mich zurückziehe," und man sah ihr die Schwäche so an, daß es Niemand einfallen konnte, sie zurückhalten zu wollen.

Sie strauchelte fast, als sie die ersten Schritte that, und Palm, welchem keine Miene, keine ihrer leisesten Bewegungen entging, war sofort an ihrer Seite und bot ihr den Arm, um sie über den Saal zu führen.

„Nur ein einziges, armes, kleines, seliges Mal," flüsterte er gepreßt, da sie zögernd ihre Hand auf seinen Arm legte und mit ihm ging.

An der Thür, wo sie ihre Hand zurückzog und ein weiches, trübes „Gute Nacht“ sagte, sprach er mit leidenschaftlich vibrirender Stimme: „Schlafen Sie wohl! O, sagen Sie, daß Sie eine gute Nacht haben werden. Ich ertrage es nicht.“

„Ich hoffe es,“ erwiederte sie betroffen, „aber Sie übertreiben meinen Zustand, es ist nicht so schlimm. Die Mattigkeit ist schmerzlos, das Asthma vorübergehend. Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme.“

Er hielt sich nicht, er faßte ihre Hand und preßte sie an seine Lippen — ihm war's als säh' er sie zum letzten Mal.

Und da sie gegangen war stand er sinnend lange hinter seinem Stuhl und endlich hob er das gesenkte Haupt wie nach gefaßtem Entschluß und als sich die Gelegenheit bot, folgte er dem Hausherrn in das Nebenzimmer und Theresa nahm wahr, daß sie nach kurzer Wechselrede noch weiter sich entfernten und eine Thür hinter sich schlossen.

Sie blieben fort und sie saß in banger Unruhe Silvia und Ermland gegenüber, die sie nicht verlassen konnte um nach Erna zu sehen, oder ihrer inneren Erregung einen Ausdruck zu geben, bis Hippolyt zurückkehrte.

Als dies endlich geschah, war auch Hippolyt verdüstert und das leuchtend frische Colorit des jungen Offiziers war in fahles Grau gewandelt.

Stumm machte er seine Abschiedscomplimente und ging.

„Warten Sie doch auf mich, was fällt Ihnen ein?" rief Ermland seinen Degen ansteckend und sich empfehlend, aber Palm hörte ihn nicht mehr, oder wollte ihn nicht hören, denn als Ermland im Finstern vor der Hausthür nach ihm rief, antwortete ihm nichts und war Niemand mehr zu sehen und zu hören.

Theresa unterließ es, Hippolyt um den Inhalt seiner Unterredung mit Palm zu befragen, als sie allein mit ihm war, denn er schien ihrem forschenden Blicke auszuweichen und nicht von der Sache reden zu wollen.

Und er konnte es nicht ohne dem Mutterherzen den letzten schwersten Streich zu geben, dessen Drohen er ihr so lange als möglich verhüllen wollte.

Palm hatte, von leidenschaftlicher Sorge um das Leben der still und glühend Geliebten getrieben, dem Vater ein offenes Bekenntniß seiner Liebe gemacht und ihn beschworen ihm, um dieser ihn verzehrenden Liebe willen, Wahrheit über die Hoffnung oder Trostlosigkeit der Krankheit Ernas zu geben. Schmerzlich betroffen von dem Ernst und der Tiefe der ihm unter so traurigen Umständen kundgegebenen Liebe hatte Hippolyt nur zögernd und widerstrebend das traurige Geheimntß, welches er selbst seiner Gattin noch verbarg, sich abringen lassen und die Wirkung war eine furchtbare gewesen. Der junge, bis vor kurzem noch so frische, lebensmuthige Offizier, der so fröhlich und kühn den Schaum des Lebens schlürfte, sank ver-

nichtet zusammen unter dem Unglücksworte und ergab sich einem Ausbruche der Verzweiflung, welcher im Innersten erschüttern mußte.

Hippolyt sprach liebevoll und tröstend zu ihm wie der Vater zum Sohne, allein was vermag das Wort in solchem Moment. Er hörte es kaum und das Einzige, was nun nach dem erhaltenen Schlage noch Eingang bei ihm fand, war die Erwähnung Hippolyt's, daß Erna's Ruhe geschont bleiben und ihr der Schmerz erspart werden müsse, das Lebensglück eines Menschen, eines Freundes so tief erschüttert zu haben.

„Fürchten Sie nichts," erwiederte Palm, „meine Liebe ist zu tief, als daß ich im Stande wäre diesem süßen vergehenden Dasein auch nur ein Atom von Bitterkeit in den herben Trank des Lebens zu mischen. Ich weiß, ich vermöchte mich nicht voll zu beherrschen wenn ich sie jetzt wiedersähe — ich werde sie nicht wiedersehen! Doch bitte ich um die Barmherzigkeit wahrheitsgemäßer Nachrichten, wenn ich fort bin. Ich gehe auf Urlaub und beantrage meine schleunige Versetzung.

„Verbergen Sie — Ihrer Tochter — die wahre Veranlassung. Sie mag glauben ich sei durch ihren frühen Aufbruch daran verhindert worden von meiner bevorstehenden Reise zu sprechen und Abschied zu nehmen. Die Versetzung findet sich später und — ich weiß es ja, ein flüchtiges Bedauern, den freundschaftlichen Gesellschafter zu verlieren, ist Alles, was ihr Herz dabei empfindet." —

Er verhüllte sein Angesicht und gab nach dem heißen, harten Kampfe gegen sich selbst einige Augenblicke der Natur ihr Recht; dann erhob er sich männlich fest und schied mit stummem Druck der Hand.

„Leben Sie wohl, mein theurer junger Freund," sagte Hippolyt tief gerührt, meine innigste Theilnahme begleitet Sie. Schreiben Sie mir zuweilen und wenn ich ihren Briefen Beruhigung Ihres Schmerzes entnehmen werde, so wird mir das einen Stein vom Herzen nehmen. Ich hätte Ihnen viel Gutes und Schönes gegönnt und nun mußte Ihnen Leid durch uns widerfahren."

„O, manches Leid ist groß und schön und wirkt hinaus in's Leben mit göttlicher Kraft," murmelte Palm, „es wird der Schlüssel zu den Heiligthümern der Welt und falsches Gold lockt den Betroffenen nicht mehr." —

Mit schweren Schritten ging er entschlosseu durch die Zimmer um sich bei den Damen zu verabschieden und verließ für immer die Schwelle, hinter welcher sein Theuerstes lebte und litt. —

Wahre, tiefe Liebe kann nur veredeln, selbst wenn sie eine unglückliche ist, und so ging sie mit ihm als Talisman hinaus in's bewegte Leben, der ihn vor mancher Verirrung bewahrte, welcher der schöne, anmuthsvolle, leuchtend frische junge Mann, ohne sie vielleicht in keckem Lebensübermuthe erlägen wäre.

Der Herbst machte sich seit einigen Wochen schon

in rauherem Wetter und kürzer werdenden Tagen als Störer der Gartenfreuden unliebsam geltend.

Zwar suchte er durch herrlich bunte Färbung der Landschaften und durch reiches Spenden köstlicher Früchte aller Art sich in die Herzen einzuschmeicheln, allein es bleibt einmal schwer den schönen warmen Abenden im Freien zu entsagen, das liebe lange freundliche Tageslicht mehr und mehr sich verbergen zu sehn, welches dem rüstig Thätigen die Zeit des Schaffens verlängert, und Laub und Blüthen fallen und welken sehn zu müssen.

Nur die Mittagstunden boten zuweilen für Erna noch die Möglichkeit im Freien sich heimisch zu machen, und oft verwiesen Sturm und Regen sie tagelang ganz auf das Zimmer.

Der Flügel war wieder in das entfernte Zimmer gewandert, in welches er früher Silvia's wegen verbannt gewesen und vergeblich lauschte Marino nächtlich oft auf die schwermuthsvollen Klänge, welche so unwiderstehlich sein Herz getroffen.

Silvia hatte sich eingerichtet und machte Besuche bei den Bekannten. Alle fanden sie verändert. Sie hatte viel von ihrer stolzen, kalten Abgeschlossenheit verloren, zeigte sich aufmerksamer und theilnehmender an den Erlebnissen und dem Ergehen Anderer und frappirte andrerseits wieder durch eine Lustigkeit, welche bei dem Leiden der Schwester nicht wohlthuend berühren konnte.

Klugheit kann Vieles ersetzen, über mangelndes

Zartgefühl aber vermag sie nicht zu täuschen. Wer es nicht besitzt kann auch den Anschein davon nicht annehmen.

Auf die theilnehmenden Fragen nach dem Befinden der Schwester erwiederte sie kurz: „Es geht heut so ziemlich“ und fügte höchstens noch eine flüchtig hingeworfene Bemerkung hinzu, wie: „Etwas hysterisch war sie immer und so was wird schlimmer mit den Jahren, wie man hört.“

Dazu schüttelte wohl Mancher befremdet den Kopf und für eine zärtliche gute Schwester hielt sie Keiner mehr, allein man fand sich doch dem „pikanten“ Wesen gegenüber in einer Art von unwillkürlichem Interesse und begegnete ihr schon als Familienglied des hochangesehenen Werderschen Hauses mit Auszeichnung, welche sie zweifelsohne als persönlichen Tribut entgegennahm.

Als Marino das erste Mal wieder erschien um an dem Bilde weiter zu malen, war sie abwesend.

„So darf ich endlich wieder selbst mich überzeugen, wie Ihr Befinden ist,“ rief er, der eintretenden Erna beide Hände entgegenstreckend mit tiefer Innigkeit aus: „Wie lange mußte ich das entbehren! Wie geht es Ihnen? Sagen Sie mir ein aufrichtiges, eingehendes Wort.“

In lieblicher Verwirrung über die lebhaft ausgedrückte Freude sie endlich wiederzusehn, legte sie schüchtern ihre Hand in die seine und sagte freundlich:

„Lassen Sie uns die gute Stunde nützen. Es geht mir heut besser.“

Ihr Auge erhob sich zu ihm, sie sah einen tiefen Schatten über die schöne reine Stirn sich legen.

Wer konnte sie anschauen, ohne mit Schmerz die Fortschritte zu gewahren, welche das schnell schreitende Uebel in wenig Tagen gemacht hatte.

„Und ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben? Nichts darf ich wissen von bangen Tagen und schlaflosen Nächten?“ fragte er vorwurfsvoll, „nichts von Ihren letzten Erlebnissen? Ist nicht Silvia angekommen?“

„Sie ist es,“ bestätigte Erna leise und blickte zu Boden, „sie ist gekommen, allein — es hat sich dadurch nichts geändert. Bitte, kehren wir uns nicht daran, malen Sie. Ich wünsche sehr, daß das Bild bald fertig werde.“

Er sah sie fragend an, sein Blick wurde trüb' und trüber.

„Wie Sie es auch gemeint haben mögen,“ sagte er gepreßt, „ob Ihnen die Stunden, in welchen Sie mir während des Malens Ihre Gegenwart schenken, lästig sind, oder ein anderer muthloser unausdenkbarer Gedanke hinter Ihren Worten liegt, es — zerreißt mir das Herz.“

„O, seien Sie ruhig, lieber Freund,“ sprach sie bittend. „Sie wollen Wahrheit von mir — nun, wenn der blasse Schein davon Sie schon so sehr erschüttert,

wie soll ich da den Muth gewinnen, sie Ihnen auszusprechen."

Sie setzte sich und winkte ihm ein Gleiches zu thun.

„Wahrheit," sagte sie träumerisch, als er, mehr um seine Bewegung zu verbergen als um zu malen, Pinsel und Palette ergriff, „Wahrheit! Welch ein bequemes, liebes, behagliches Hausgewand — und ach, sie lieben, als besten Theil seines Selbst, und doch ihr nicht in allen Stücken dienen dürfen — das ist's, was ich nicht vermag."

„Und doch," sagte Marino nach einiger Zeit, „ist es oft geboten die Wahrheit zu verschweigen und wenn wir die Absicht haben den falschen Anschein, den wir zu irgend einem als recht und gut erkannten Werke oder getrieben von innerer Nothwendigkeit auf uns nehmen mußten, später selbst zu lichten, so kann es sehr wohl Fälle geben, in denen wir nicht anders handeln konnten, als auf augenblickliche Kosten der Wahrheit. Richten sie nicht zu streng in diesen Beziehungen, ich darf sonst nicht auf Ihre Gnade in einem solchen Falle rechnen."

Mit Ueberraschung hatte Erna diese fast kleinlaut gesprochenen Worte vernommen. Sie sah ihn an, mit Spannung, was weiter er enthüllen werde, doch that sie keine Frage und auch er schwieg, als sei der Augenblick noch nicht gekommen in welchem er den „falschen Anschein" von sich werfen könne.

Der Vater trat herein zu kurzer Begrüßung und

fragte, wann man wohl das Bild zum ersten Male zu sehen bekommen werde? und Marino erwiederte mit einem Seufzer: „Sehr bald werden Sie es sehen und besitzen. Ich erbitte mir nur wenige Tage noch Zeit."

Während die Unterredung der beiden Männer noch fortdauerte blickte Marino mehrere Male nach der Thür, wie in unruhiger Erwartung jemand eintreten zu sehn, und jetzt, da Theresa's Stimme im Wechselgespräch mit einer zweiten weiblichen im Nebenzimmer sich zu nähern schien, malte sich entschieden eine erwartungsvolle Spannung in seinen Zügen.

Er trachtete ja mit Ungeduld danach Silvia zu sehn und fast war seine Zeit heut abgelaufen und sie noch nicht erschienen.

„Wer ist drin?" hörte er die fremde Stimme fragen und die bekannte der Hausherrin erwiedern: „Es ist Herr Marino, der Maler, welcher Erna's Bild malt und sobald dieses fertig ist, auch das Deine malen soll, wenn Du einverstanden bist."

„Ha, das will ich,' dachte Marino, „da finde ich die gewünschte Zeit sie zu ergründen."

„Marino," wiederholte Silvia's Stimme mit seltsam vibrirendem Klange und trat jetzt in die Thür, so daß sie den Darinbefindlichen sichtbar wurde und selbst sie erblickte.

Marino erhob sich zur Begrüßung, da er eben im Malen inne gehalten und blickte, indem seine ganze Erscheinung einen ihr sonst fremden dämoni=

schen Charakter annahm, scharf auf Silvia hin, die bei seinem Anblick und unter seinem Blick erbebte vom Scheitel bis zur Sohle und mit starren Augen an ihm hing, als sähe sie einen Geist. Dann wandte sie sich und verschwand durch die Zimmerreihe.

Marino schien von der Begegnung einige Augenblicke so benommen, daß er mit der Hand gegen die Stirn fuhr und Theresa eine zerstreute Antwort gab; doch faßte er sich schnell und suchte durch lebhaftes Sprechen seine Benommenheit zu verbergen, die auch nur Erna nicht entgangen war. Sie aber hatte ja ihre Erklärung dafür; sie wußte, wie sehr er diesen Augenblick herbeigewünscht und kannte seine Gedanken dabei.

Silvia's Wesen jedoch hatte sie auf das Lebhafteste überrascht. Sollte eine flüchtige Aehnlichkeit, die in dem Augenblick auch ihr auftauchte, da Marino gespannt und mit der Gluth verhaltenen Zornes im Auge der Eintretenden entgegenblickte, sie so mächtig ergriffen haben? Alle ungelösten Fragen der dunklen Erlebnisse Silvia's traten mit erneuter beängstigender Gewalt auf sie ein, und sie saß grübelnd versunken und bemerkte nicht mehr, was um sie her geschah.

Nach längerer Zeit erst kehrten ihre Gedanken zur Gegenwart zurück und sie gewahrte, daß sie wieder allein mit Marino war und er ruhig, als wäre nichts vorgefallen, an seinem Bilde malte. Sie sprachen beide nicht mehr, und als er ging, schauten sie sich

fragend und fest ins Auge und er schied mit der Bitte: „Morgen wieder!“

„Morgen wieder,“ wiederholte sie im gleichen Tone.

Seine Nähe stärkte sie und richtete sie auf. Sie war fest entschlossen niemals seinen Schutz gegen ihr unvermeidlich über sich genommenes Schicksal anzurufen, aber es gab ihr ein inniges Wohlgefühl, zu wissen, daß sein Auge über ihr wache. Sie schien sich sicherer dadurch, Silvia gegenüber, die ihn endlich wirklich kennen lernen mußte.

Und endlich — ahnte sie seine Liebe und fand sie in der Tiefe ihres Herzens den Widerhall, der mit siegender Gewalt durch alle Gründe der Seele schallt?

Sie dachte nicht nach über die seltsam gepaarte Empfindung von Jubel und Schmerz welche sie durchbebte bei dem Gedanken an ihn, sie fühlte nur klarer noch als je, daß Sterben, welches sie sich als einzige Erlösung aus aller Qual so süß gedacht, doch eben so schwer als süß sei und daß ihre Schultern zu schwach seien, die Wucht des Lebens lange noch zu tragen, die auf ihr sich häufte.

„Wie sollte mir das Glück seiner Nähe und der ganze Sonnenschein des Lebens, wie ich es — vordem gekannt, mit Himmelsglanz das Herz erfüllen, das nun so arme, gepreßte,“ dachte sie, und dann sagte sie sich, „der Himmel sendet mir ihn als Liebesboten der Verzeihung und Rechtfertigung und ich nehme es mit heißem Dankesbeten und mit Seelen-

angst, daß nicht auch er noch eine Lebenswunde davon trage, für den Trost und das Glück, das seine Freundesnähe mir gereicht."

Und sie wollte den Zauber trinken und genießen das süße melancholische Glück dieses Seelenbandes, vor dem Scheiden, und ihn bitten ruhig zu sein und sich genügen zu lassen an der Friedenspalme, die er der kämpfenden Seele gereicht, in welcher das harte Ringen sich legte, sobald sein schönes Auge voll Innigkeit auf ihr ruhte.

„Mir wird um meiner Liebe willen vergeben werden können und um meines Unglücks willen.

So gehe denn das schwarze Geheimniß, das mich erdrückte, mit mir ins Grab, das ewig schweigende. Das ist mein Triumph der Hingabe an die selbstsüchtigste aller Schwestern.

Ach, wie schwer ist es mir geworden Stiefschwester zu sein. Ich hab' es falsch gelöst, dieses Lebensräthsel, und die Sphinx stürzt mich erbarmungslos in den Abgrund. — Er wird sanfte Ruhe spenden [redacted], nach dem Ueberwundenhaben.

Zweites Kapitel.

„Wie warm die herbstliche Sonne heut scheint und wie klar in ihrem reinen Lichte die buntgefärbte Landschaft daliegt," sagte nach eingenommener Mittagsmahlzeit Erna zu dem Vater, mit welchem sie an das Fenster getreten war. „Wir könnten auf einige Nachmittagsstunden im Garten uns niederlassen."

„Schön, so trinken wir unsern Kaffee in der Laube," entgegnete Hippolyt einverstanden und bot Erna seinen Arm, um sie hinabzuführen.

Theresa warf ein Mäntelchen um Erna's Schultern, drückte den runden Schäferhut auf ihre Locken und so gingen die beiden voran und Theresa wollte mit Silvia folgen.

Im Vorübergehn rief Hippolyt dem Diener zu: „Geh zu Herrn Marino, ich ließe ihn bitten den Kaffee mit uns in der Laube zu nehmen."

„Erlaubt," sagte er lachend, „aber etwas männliche Unterhaltung unter die weibliche gemischt, macht beide schmackhafter, besonders wenn so ein armes

krankes Piepvögelein darunter ist, das unterhalten und angeregt sein will; nicht wahr?"

„Gewiß, Väterchen," stimmte Erna erfreut ein, „der Künstler ist auch mir stets willkommen. Er ist ein ganzer warmer Mensch und jedes seiner Worte, sein ganzes Wesen geben Zeugniß davon."

„Väterchen" warf einen schalkhaften Blick auf die Tochter, doch trat der Scherz, welchen er machen wollte, dem blassen ernsten Gesichtchen gegenüber nicht über seine Lippen.

Er dachte nur, „wenn sie ihn gern hat, soll sie ihn so oft als möglich haben. „Glück und Freude verlängert ihr Dasein," sagte der Arzt, und so lauschte er denn auf jeden noch so kleinen Wunsch, um ihn sofort zu befriedigen. Sie hatte nur eigentlich keine Wünsche. Ihr Dasein war äußerlich das einfachste, wie es bei innerlich reich erfülltem Gemüth zu geschehen pflegt.

Hippolyt litt in dem Gedanken an Theresa's Schmerz bei dem Leiden und drohenden Verlust dieses so heißgeliebten und dieser Liebe so würdigen Kindes tief; allein seine seit Theresa's Besitz glücksverwöhnte Natur empörte sich, nach der ungeduldigen Art der Männer, in einzelnen Momenten unbeherrscht gegen den Abbruch, welcher seinen eigenen unter Theresa's stets hülfsbereiter und zartvorsorglicher Nähe angenommenen Lebensgewohnheiten durch die erforderlichen Rücksichten auf die Kranke hier und da wurde.

Es war freilich unverdient, wenn er zuweilen polternd ausrief: „Ich bin jetzt die reine Null im Hause!“ und Theresen die mit Eifer danach trachtete, ihm so wenig als möglich zu fehlen, mit Verstimmung quälte, weil sie eben als er nach Hause kam den Besuch des Arztes am Bett Erna's empfangen mußte, oder in einem der beängstigenden asthmatischen Anfälle sie nicht verlassen konnte.

„Da soll Silvia aufpassen und angehalten werden auf meine Bedürfnisse zu achten,“ sagte er zu seiner Frau, die jetzt den Fehler vieler Frauen beging, mehr über sich zu nehmen, als sie zu leisten vermochte.

„Es soll geschehen,“ sagte sie traurig, allein es ist mir recht schwer, nicht wie sonst allein für Dich sorgen zu können. Das Kind aber“ —

„Ja, ja, das Kind,“ seufzte nun auch Hippolyt, „ich sehe Alles ein — aber Du hast mich verzogen Theresa, der Schade ist von Dir selbst angerichtet“ — er küßte sie zärtlich — „sorge nur, daß Silvia mein Adjutant wird, den ich mir freilich erst schulen muß — und mein Secretair; dann bist Du freier und ich brauche nicht schüchtern zu warten, ob wo ein Stündchen für mich abfällt.“

„O, Hippolyt,“ sagte sie sanft, „Du bist grausam.

„Der Groll übertreibt, das ist so der Lauf der Welt,“ scherzte er jetzt und setzte ernster hinzu, „und zum Grollen haben wir ja alle jetzt volle Berechtigung.

He, Silvia, Mädchen,“ rief er der eben durch

das Vorzimmer Schreitenden zu, „komm herein, ich ernenne Dich hiermit feierlichst zu meinem Leibadjutanten und Geheimsecretair, so lange Mama mit Krankenpflege beansprucht und so bekümmert ist. Da findest Du Gelegenheit Dich nützlich zu machen und mir Deine Tüchtigkeit zu beweisen, die ich bis jetzt noch nicht zu beurtheilen weiß. Es ist also das reine Examen. Bist Du sehr gern dazu bereit?"

„Gewiß, lieber Vater," entgegnete Silvia, „ich will aufmerksam sein auf das was Du sagst."

„Und denken, Mädchen, denken mit Kopf und Herzen, wie die Mutter es thut, daß mir die halbe Arbeit schon abgenommen ist."

„Dazu gehört Uebung," sagte Theresa, „und Silvia wird es bald erlernen; nur zuerst mußt Du natürlich auf einigen Unterschied gefaßt sein."

„Du bist sehr gütig für meine muthmaßliche Unfähigkeit eine Vorbitte zu thun," sprach Silvia, „mein Geschick oder Ungeschick wird zu Tage treten. Ich stehe zu Diensten, lieber Vater, Deine Aufträge zu empfangen."

„Gut," dachte sie bei sich selbst, „es wird mir vielleicht Vortheil bringen, ihm näher zu treten und zuweilen allein mit ihm zu sein. Ich gewinne möglicher Weise Einfluß auf seine Anschauungen — es läßt sich Manches so oder so darstellen und deuten" — —

Abends wollte Hippolyt ihr dictiren — jetzt vereinigte man sich zum Kaffee in der Laube; Theresa

und Silvia folgten dem Vater und Erna dahin nach und nicht lange, so erschien Marino.

Silvia erblaßte bei seinem unerwarteten Anblick, allein sie hielt eine vollkommene äußere Ruhe fest, obwohl die Fäden in Ihrer Hand zitterten und sich willkührlich verschlangen.

„Das ist ja ein recht intimer Umgang mit diesem Herrn Maler," sagte sie spöttisch zu Erna gewendet, als er den Gang herauf kam, „er ist wohl ein Verehrer von Dir?"

Erna war die Antwort erspart, da Marino eben anlangte und die Familie begrüßte.

„Man muß die guten Stunden des scheidenden Herbstes wahrnehmen," sagte Theresa, „jede kann die letzte sein. Heut ist es herrlich, jedoch das dunkle Gewölk am Abendhimmel kündet für morgen schlechtes Wetter an.

Wir haben doch manche liebe und gute Stunde hier in der Laube verlebt; nicht wahr mein Kind?"

Erna nickte freundlich, wenn es auch in ihrem Innern nach klang, „und manche unsäglich schwere und angsterfüllte."

Sie ruhte in halb liegender Stellung im geschützteren Hintergrunde der Laube und rechts und links von ihr hatten Vater und Mutter Platz genommen. Silvia und Marino saßen sich am Eingange gegenüber.

Marino's Wesen war heut eigenthümlich verändert. Nichts von der bedeutungsvollen Tiefe, welche sonst

sein Wesen, seine Worte ausdrückten; der feine Gesellschaftsmann, der eine leichte angenehme Unterhaltung geschickt im Gange zu erhalten weiß, hatte heut die Oberhand.

Erna bemerkte es sinnend und fand gar bald den Schlüssel dazu; er wollte Silvia sicher machen. Der Verlauf seines Benehmens bestätigte ihre Voraussetzung und es befiel sie eine lebhafte Unruhe, sie hätte Silvia zurufen mögen: Sei auf Deiner Hut!

Er hatte ja aber nur die Absicht, auf Silvia einzuwirken. Dazu hatte er die Erlaubniß von ihr erbeten — und wie hätte er einwirken können, ohne sie vorher zu kennen?

Sie vertraute ihm — und doch ergriff sie eine steigende Besorgniß, als sie sah, daß er sich viel mit Silvia beschäftigte, die wortkarg arbeitete und fast widerwillig nur von ihm sich in das Gespräch ziehen ließ.

Er schien das aber gar nicht zu bemerken, sprach von seinen Reisen und knüpfte, verschiedene Fragen an sie richtend, an die von ihr in diesem Sommer gemachten an. „Sie reisten auch durch die Schweiz und Oberitalien," sagte er zu ihr gewendet, „und es muß so ziemlich zu gleicher Zeit geschehen sein. Wir hätten uns treffen können, so wie ich die Ehre hatte mit Ihrem Herrn Vater und Frau Gemahlin zusammen zu treffen. Ich erinnere mich auch, daß ersterer etwas von Grüßen sprach, die mir mitgegeben werden könnten, dann aber doch nicht gegeben wurden."

Silvia fuhr mit dem Taschentuch über ihre Stirn, als ob es heiß wäre in der kräftig durchfrischten Herbstluft, und sagte im Widerspruch zu dieser Pantomime kalt: „Wir wären doch wohl an einander vorüber gegangen, denn wir suchten dort keine Gesellschaft auf.“

„Dann hätten sich die Träumer vielleicht an irgend einem der schönsten Punkte, am Comersee z. B., getroffen,“ entgegnete er, „und auf Reisen macht sich die Bekanntschaft wenn, sie auch vorübegehend bleibt, leicht. Es haben sich durch glücklichen Zufall die interessantesten Begegnungen in solcher Weise schon gestaltet.

Ich war leider unglücklicher. Was ich dort suchte — fand ich nicht.“ — Er that den gepreßten Athemzug, an dessen mehrfacher Wiederkehr Theresa damals auf dem Schiffe erkannt hatte, daß ein Kummer seine Seele bedrücke.

Es trat eine Pause ein. Jeder hatte zu denken und Erna lag mit geschlossenen Augen wie traumbefangen in der Fluth ihrer Gedanken, Erinnerungen und unbestimmten Befürchtungen. Ihr war, als rückten zwei entfernte Pole unerbittlich unaufhaltsam sich näher und näher und alles Zwischeninneliegende werde zermalmt und vernichtet von der unwiderstehlichen Wucht. Sie hätte die Hand in unbestimmter Herzensangst ausstrecken mögen und rufen: nicht weiter mehr — rette sich wer kann! und lag still und gebunden unter dem leise heranschleichenden Verhängniß.

„Wenn Menschen einander innerlich nahe rücken," begann Marino nach einiger Zeit abermals, „wie es mir in letzter Zeit Ihrer Familie gegenüber vergönnt worden ist, wird größere Offenheit, als vor der Menge uns natürlich ist, zur Pflicht.

Ich habe aus meinem Leben Ihnen Allen noch keine Mittheilungen gemacht; zum Theil, weil sie neben viel Gutem und Glücklichem eine düstere Parthie bergen, die der Fuß zu betreten scheut — wer wühlte leicht in tiefschmerzlichen Lebenswunden und ließe das heimlich quellende Herzblut unverhüllt zu Tage rinnen!

Wo aber sich Herzen fester aneinanderschließen, da gehört ihnen auch Glück und Leid des Anderen."

Wieder machte er eine Pause.

Erna ruhte mit im Schooß gefalteten Händen und matt zur Seite geneigten Haupte. Einmal hob sie die geschlossenen Lider und sah ihn tief fragend an. Ruhig und klar, mit der Offenheit des reinen Bewußtseins gab er ihr den Blick zurück.

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben," nahm Theresa jetzt warm das Wort, „daß Sie einem von mir bereits lebhaft empfundenen Verlangen durch die Verheißung Ihrer Mittheilungen entgegen kommen; und daß nicht gewöhnliche „Frauenneugier" der Quell desselben ist, das glauben Sie mir."

Hippolyt vergaß seine Zigarre in der Hand und sagte, seine Beurtheilung Fremder betonend, auf welche er sich etwas einzubilden pflegte: „Und was es auch für Lebensschicksale sein mögen, die Sie uns mittheilen

werden — ich wußte es sofort bei ihrem ersten Anblick, bei dem ersten gewöhnlichen unbedeutenden Reisegespräch, daß es irgend eine ungewöhnliche Bedeutung mit Ihnen haben müsse. Erzählen Sie nun; neben dem Hauptinteresse an Ihrer Person werde ich einen Gewinn an Selbsterkenntniß davontragen."

Silvia hatte ihren Stuhl mehr hinausgerückt und kehrte, schweigend und eifrig arbeitend, nur das halb von den roth und gelb gefärbten Ranken des wilden Weines, welcher die Laube bekleidete, versteckte Profil mit dem gleichgültigsten Ausdruck von der Welt dem Erzähler zu, der nun also begann:

„Wenn ich es vermag mein eigenstes persönliches Schicksal zu sondern als ein für sich allein bestehendes Ganze, so muß ich mich unter die Begünstigten zählen: die Liebe zärtlicher Eltern stand an meiner Wiege; mehr als bequemer Wohlstand setzte sie in die Lage, mir alle gedeihlichen Erziehungs- und Entwickelungsbedingungen zu gewähren. Eine glückliche, sorglose Kindheit nährte in mir den frischen Lebensmuth und ließ mir mehr und mehr, je größer ich heranwuchs, die Zukunft als eine mit zahllosen unbekannten Schätzen erfüllte Fundgrube erscheinen und das Schöpfen aus derselben mit Ungeduld herbeisehnen.

Was lag nicht alles in so einer frisch quellenden Jugendkraft! Ich sah die Menschen Dieses thun und Jenes und wollte das alles auch und besser wo möglich, als ich es sie thun sah.

Daß Zeit zu allem gehöre und das uns ertheilte

bestimmte Maß derselben nur weise ausgenützt, nicht aber beliebig vergrößert werden könne, lernte ich erst begreifen, als ich eine Zeit lang dieses kostbarste Gut, welches wir besitzen, in thörichter Weise zersplittert hatte und tausenderlei unternommen, was nebeneinander gedrängt in einen Geist, in eine Thatkraft, ein Menschenalter, sich nirgend über den Dilettantismus hätte erheben können.

Und über diesen hinaus drängte meine Seele mit Allgewalt. Ich war noch ziemlich jung, als sich die Ansicht in mir festsetzte, daß jeder Mensch es als Lebensaufgabe ansehen lernen solle, ein Werk, eine That zu thun, welche über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhebe und der Welt, und sei's im geringsten Dinge, je nach dem Grade seiner Begabung und Bildung, zu einem Fortschritt zu verhelfen; ein Fortschritt aber des Allgemeinen haftet an jeder hervorragenden Leistung.

Es war nicht Ehrgeiz was mich erfüllte, es war Liebe zum All, zur Menschheit.

Meine Eltern nannten mich scherzweise schon als Kind den „Künstler," wegen des raschen Blickes, der mir die Dinge zeigte, wie sie sein sollten, wenn ich sah wie sie waren, und wegen verschiedener Geschicklichkeiten, die ich mir in all meinen Versuchen leicht erwarb.

Mitten in diese schöne Jugendzeit, in das fröhliche sinnende Schaffen, das, in der Stille des Landaufenthaltes — mein Vater nannte einen reichen

Grundbesitz sein eigen — und unter liebevollster Leitung der Eltern und eines tüchtigen Hauslehrers, welchem ich viel verdanke, meinen Geist gesund und frisch erhielt und vor schädlichen Einflüssen bewahrte — mitten in diese schöne Zeit hinein, an welcher meine gerührteste Erinnerung hängt, fiel der Tod meines Vaters und bald darauf auch der meiner Mutter.

Die Mutter krankte schon längere Zeit, als der Vater an einer kurzen Entzündungskrankheit in vollkräftigem Mannesalter und bis dahin wohlerhaltener Gesundheit plötzlich hinstarb, und dieser unerwarte Schlag erschütterte die schwache Lebenskraft derart, daß nur wenige Monate noch vergingen und wir hatten auch sie verloren."

Bei dem Worte „wir" warf Silvia mit einer raschen Wendung des Kopfes einen scharfen Seitenblick auf den Erzähler, welcher hier eine Pause machte, wie vor einem Punkte, über welchen fortzukommen es ihn eine besondere Anstrengung koste.

Auch Erna blickte ihn überrascht an und fragte ein leises „wir?"

„Wir," erwiederte Marino mit tiefem Athemzuge und fuhr, wie in düstere Gedanken verloren zu Boden blickend, mit gedämpften Tönen fort: „Sechs Jahre später, als ich das Licht der Welt erblickte, war mir zu meiner unsäglichen Freude ein Bruder geboren worden.

Noch heut entsinne ich mich des Eindrucks, welchen

diese Verkündigung und der erste Anblick des kleinen hülflosen Wesens auf mich machte.

Einen Bruder! Ein theueres reizendes Spielzeug zunächst, heranwachsend einen Spielgefährten und dann einen guten Kameraden für's Lernen und Schaffen, für's Leben! — Welch ein überlaufendes Freudenmaaß! —

Mein Jubel über dieses Ereigniß war so groß, daß ich jede freie Minute an der Wiege des Brüderchens zubrachte und glückselig war, wenn man mir erlaubte, den kleinen Schatz im Kinderwagen durch die schattigen Gänge des Parks zu ziehen. Voll aber war das Maaß der Freude, wenn die Wärterin auf meine Bitte am Anfang der langen Lindenallee sitzen blieb und ich ganz allein ihren Schützling bis an das Ende fahren und wieder zurückbringen durfte von der „großen Reise durch die Welt, welche zwei Brüder angetreten und glücklich vollendet hatten."

Nach und nach überließ man mir das Brüderchen sorglos, denn es hatte sich gezeigt, daß es Niemand sorgsamer behüten konnte, als ich es that.

Dem anfänglichen Mißtrauen der Wärterin und ihrer Gewissenhaftigkeit gegenüber war ich einmal brutal genug, in meinen „Flegeljahren," als sie mir die Wartung des Brüderchens nicht anvertrauen wollte, im Beisein meiner Eltern zu sagen: „Bilde Dir doch nicht ein, daß Du ihn besser behüten wirst als ich; Du bist Doch blos seine Wärterin und ich bin sein Bruder."

Sie nahm das mit vollem Rechte sehr übel, allein meine Eltern sagten ihr, sie könne mir ruhig das Kind anvertrauen. Und so leitete ich seine ersten Schritte, ich lehrte ihn spielen, sprechen, später sogar lesen, schreiben und alle Anfangsgründe des Wissens.

Ein größeres Glück kannte ich nicht, als dieses sich unter meiner Leitung entwickelnde Erdenwunder. Mit Stolz blickte ich auf seine raschen Fortschritte, in körperlicher, wie in geistiger Richtung. Ich durfte ihn allein spazieren führen und — selbst von meinem Erzieher fleißig darauf hingewiesen, daß körperliche Entwicklung zu Gesundheit und Kraft auch den Geist zugleich gesund und stark mache, verkündete ich mit Genugthuung, wie weit die kleinen Füße schon heut ohne zu ermüden gelaufen und welches neue Riesenkunststück im Ueberspringen eines Rinnsteines oder einer kleinen Pfütze sie wieder geleistet hatten.

Dann kamen die Kraftbeweise. Ich trug den Stein mit nach Hause, welchen nach mehrfachen Versuchen die kleinen Aermchen endlich aus der Mitte des Weges aufgehoben und nach der Seite getragen, damit kein Rad daran zerbreche, und nun wurde vor den Eltern das Kunststück wiederholt.

Daß es gut und rühmlich sei, seine Kräfte durch fleißige Uebung zu stählen und zu erhöhen, begriff das Kind leicht und liebte es bald vorzugsweise, sich in Kraftäußerungen zu ergehen. Dabei und mit Hülfe des gesunden Landlebens entwickelte sich sein Körper

zu einer kraftvollen Gewandtheit, die ihn vor allen Altersgenossen auszeichnete.

Mit sechs, sieben Jahren kletterte er katzenleicht auf Zäune, Bäume, niedrige Dächer und unserer guten Mutter entschlüpfte mancher Schreckensschrei, wenn sie sein Jauchzen vernahm und ihn mit den Blicken suchend auf dem schmalen Dachrücken irgend eines niedrigen Stallgebäudes reitend, und grüßend sein Mützchen schwenkend, erblicken mußte.

Er war acht Jahr alt, als wir die Eltern verloren.

Da unsere gute Mutter starb," fuhr Marino eine tiefe Bewegung gewaltsam unterdrückend fort, „sagte sie zu mir: „Deiner Huth vertrau ich das Herzenskind. Sei ihm stets die Stütze und der Halt, welche Du ihm bisher gewesen. Er wird dessen bedürfen."

Ich dachte damals bei diesen Worten nichts weiter, als daß es sich von selbst verstand, daß der ältere Bruder für den jüngeren zu sorgen habe. Später erst erkannte ich den Scharfblick des Mutterherzens und verstand den tieferen Sinn der letzten Worte welche die sich für immer schließenden Lippen gesprochen. Ich lernte die Gefühle verstehen, mit welchen ein Mutterherz von dem Dasein scheidet, in welchem sie ihre Kinder im Zustande unvollendeter Entwicklung zurücklassen muß." —

„Und welch' ein Trost muß ihre treue brüderliche Liebe der Sterbenden gewesen sein," sagte die warmherzige Theresa gerührt.

„Ein Trost, aber ein schwacher Trost," fuhr er

fort. Ich war damals 14 Jahre alt und wenn auch eine gewisse Solidität meines Charakters wohl Beruhigung über mich selbst gewähren konnte, so war es doch leicht möglich, daß mir Geschick und Einsicht nicht immer zur Seite blieben, um mir das Vertrauen und die Anhänglichkeit Reginald's in einem Grade zu sichern, der mir den Einfluß auf ihn" — —

Es trat hier eine Störung ein, die den Erzähler momentan verstummen ließ.

Erna war aufgesprungen und die Blicke angstvoll auf die abgewendet sitzende Silvia geheftet, rief sie von fliegenden Athemzügen unterbrochen: „O, Silvia, bitte meine Tropfen — geh' und hole sie mir" — und Silvia erhob sich und verschwand um die Laube.

Nun setzte sich Erna wieder. Die Mutter fragte besorgt was ihr fehle? Marino machte sich Vorwürfe, daß er die Schwäche der Kranken unberücksichtigt gelassen, Hippolyt schüttelte mit dem Kopfe, stand auf und setzte sich wieder und schaute Theresa ungeduldig fragend an, was nun werden solle?

Aber jetzt sprach Erna beruhigende Worte: „Eine plötzliche Angst — vergebt, sie ist schon vorüber. Bitte, erzählen Sie weiter, das hilft mir wieder auf."

„Wir wollen doch auf Silvia warten," sagte Hippolyt, „sie kommt sonst um die Fortsetzung der interessanten Jugendgeschichte und empfindet das mit Recht."

Hippolyt machte einige Bemerkungen über das Gehörte und es wurde zwischen ihm und Marino

ein Gespräch unterhalten, bis Silvia zurückkäme; allein jetzt kam Anna mit dem Fläschchen gelaufen und sagte auf Befragen, Fräulein Silvia kleide sich eben zum Ausgehen an; sie habe versprochen einen Besuch zu machen.“

Jetzt schüttelte Hippolyt abermals den Kopf und sah Theresa an, als frage er sie, was das wohl heißen solle?

Sie zuckte leise mit den Achseln und dachte traurig: „Es ist doch Alles mit Schmerz und Unannehmlichkeiten getränkt und giebt kein reines Genießen mehr. Mir that's so wohl ein warmes Stück Menschendasein vor meinem Geiste sich aufrollen zu sehn.“ —

„Lassen Sie mich die Fortsetzung meiner Erlebnisse ein andermal geben,“ sprach Marino jetzt, aber Erna bat mit Drängen, sie nicht zu verschieben. „Ich will Silvia alles erzählen,“ sagte sie, „bitte, bitte, vollenden Sie.“

„Ich bin noch nicht bald am Ende,“ erwiederte er zögernd; Erna's verlangendem Blick aber vermochte er nicht zu widerstehen, und so begann er auf's Neue:

„Der Erzieher, welcher meinen und später auch Reginald's Unterricht geleitet hatte und das volle Vertrauen unserer Eltern besaß, so wie meine aufrichtige Zuneigung, blieb noch Jahr und Tag mit uns in den gleichen Verhältnissen auf dem Gute meines Vaters, jetzt dem meinigen. Dann aber ord-

nete unser Vormund, ein Vetter unseres Vaters, unsere Uebersiedlung nach der Stadt, in welcher er selbst lebte, an. Ich sollte nach seinem Willen die Prima des Gymnasiums durchmachen, welches ihm als Uebergang von der Stille des Landaufenthaltes zu dem ungebundenen Universitätsleben ganz unumgänglich nothwendig erschien.

Daß ich studiren wolle, hatte ich nämlich fest erklärt, obwohl einerseits mein Besitzthum dies nicht als durchaus erforderlich erscheinen ließ und andererseits mein Interesse für die Kunst und ein, wie mein Lehrer versicherte, etwas Tüchtiges versprechendes Talent für Malerei mich eigentlich darauf hingewiesen hätte, meine Thätigkeit mit mehr Ausschließlichkeit in dieser Richtung anzuspannen. Ich wußte, ich fand zugleich die beste Gelegenheit in der großen Stadt zu den Vorstudien für meine Kunst und manche freie Stunde, welche ich der Ausübung derselben würde widmen können.

Trotz unseres Schulbesuchs — denn auch Reginald wurde in eine untere Klasse des Gymnasiums gegeben — blieb unser bisheriger Erzieher bei uns, um mir die Zeit für meine Studien dadurch freier zu machen, daß er die Beaufsichtigung Reginald's theilweise übernahm.

Wir bezogen ein geeignetes Quartier, nahmen eine Wirthschafterin und führten ein geregeltes Leben wie eine Familie; wie wir es jederzeit gewohnt gewesen. Jede meiner Erholungsstunden gehörte nach

wie vor meinem Lieblinge, nur daß dieser Erholungsstunden wenigere geworden waren. Ich wußte Reginald ja aber unter der treuesten und weisesten Obhut. —

Er hatte sein zehntes Jahr erreicht, als ich nach vollendetem sechszehnten zur Universität überging, die sich am gleichen Orte befand.

Ich war entschlossen, mich niemals von meinem Bruder zu trennen, so lange es die Umstände irgend gestatten würden. Später mußte ich allerdings reisen, mußte ich längeren Aufenthalt nehmen in Italien und an den Orten, wo der bedeutendste Zusammenfluß von Kunstschätzen meine Kenntnisse und Ausbildung fördern konnte und wohin mich eine ungeduldige Sehnsucht zog; doch Doctor Breiden, unser Erzieher und Freund, versprach mir mit Reginald dahin zu folgen und seinen Unterricht zu pflegen, damit er durch dieses Reisen nicht zurückbleibe, sondern vielmehr selbst den Nutzen einer vielseitigen Ausbildung genieße.

In seinem zehnten Jahre also, in welchem ich die Universität bezog, kam indeß plötzlich etwas Fremdes, Störendes in seinen Entwicklungsgang. Er war nicht mehr so unbefangen offen, seine freundlich heitere Art und Weise wandelte sich zuweilen in Rücksichtslosigkeit und Härte und es war ein Gefühl unendlicher Angst und Sorge, wenn ich den wunderschönen schlanken Knaben mit den dunkel leuchtenden Augen das schwarze glänzende Gelock trotzig aus der bräun-

lichen Stirn schütteln und den Ausdruck bewußten Widerstandes um die festgeschlossenen Lippen zucken sah.

„Reginald, Reginald, hast Du mich auch lieb? So lieb wie ich Dich?" fragte ich in solchen Momenten, wo er sich unserem Rathe und unserer Leitung nicht fügen wollte, und diese Formel, welche ihn früher jederzeit in meine Arme geführt hatte, blieb jetzt oft wirkungslos.

Reginald war ein ideal schöner Knabe. Die Formenschönheit der ganzen Gestalt erhielt ihre Weihe durch eine natürliche Grazie, eine leichte Gewandtheit, welche die Masse seiner Schul- und Spielgefährten als eine rohe, ungeschickte Horde neben der königlichen Eleganz jeder seiner Bewegungen, seiner Herrscherblicke erscheinen ließ.

Er imponirte der ganzen Klasse, die ohne zu prüfen das Uebergewicht einer solchen Erscheinung anerkannte und ohne daß er die Absicht gehabt hätte zu dominiren, fand er sich bald in der ihm zugetheilten Rolle zurecht und wußte sich's darin bequem zu machen.

Er organisirte einen völligen Staat, von welchem er natürlich das Oberhaupt war und in der Form des Spiels benutzte er die ganze Klasse zu seinen eigenen Zwecken.

Dr. Breiden und ich erfuhren lange nichts davon; uns wurde nur die Umwandlung seines Wesens bemerkbar und daß er in sinnendem Schweigen mit seinen Gedanken abwärts schweifte, wo er sonst in

offenem Gedankenaustausch ein harmloses Plaudern geübt.[1]

Schönheit ist eine verhängnißvolle Gabe der Natur. Bei gleichzeitig edler Organisation der seelischen Fähigkeiten wird sie der Hebel, welcher alle guten Eigenschaften des Wesens zur Erscheinung bringen hilft.

Von wem viel erwartet wird, der pflegt auch mehr als das Gewöhnliche zu leisten.

Sie hat aber auch andererseits die gefährliche Macht, das Gemüth zu verflachen und das Aeußere über den inneren Gehalt des Lebens zu stellen.

Reginald genoß ein ungewöhnliches Ansehen unter seinen Kameraden — wo er sich zeigte, blickte auch alle andere Welt auf ihn und freudige Bewunderung strahlte aus dem Auge jedes Vorübergehenden ihm entgegen. Die Menschen blieben stehen und schauten ihm nach.

Das war ein gefährlicher Abstand von seiner in der Zurückgezogenheit des Landaufenthalts verlebten Kindheit, wo er das galt, was er leistete.

Da ihm hier überall eine hervorragende Rolle zugetheilt wurde und die besten Voraussetzungen ihm entgegen kamen, ohne daß er irgendetwas dazu zu thun brauchte, so fand er es bald unleidlich, daß wir, so wie die Lehrer der Anstalt, fortfuhren, in dem gewöhnlichen Gange der Dinge die angemessenen und allgemeinen Anforderungen an ihn zu stellen. Er ließ diese oft willkührlich außer Acht und entschied sich

mit einem kurzen stolzen: „Ich habe keine Lust," dagegen.

Wir mußten es endlich damit versuchen, ihn alle Folgen seiner Handlungsweise selbst tragen zu lassen; erkannten aber mit Schrecken, daß er sie mit Lachen trug und seine Freiheit mißbrauchend, seine ganze noch halb kindliche Existenz aus allen Bahnen in die haltloseste Unordnung brachte.

Die strengste Ueberwachung, mit liebevollster Ruhe ausgeübt, mußte ihn wieder in das richtige Geleis zu bringen suchen; allein er ertrug den Zwang nur mit Widerwillen und mit beleidigtem Grollen, die Nothwendigkeit einer geregelten Ausbildung und Thätigkeit läugnend. „Warum soll ich gerade Euere Wege gehn," sagte er. „Dieses vorgeschriebene Geleis ist gut für gewöhnliche Naturen, die ihres Lebens Unterhalt in den bestehenden Verhältnissen zu suchen genöthigt sind. Zu diesen gehöre ich nicht. Unser Wohlstand gestattet mir zu thun und zu lassen was mir beliebt. Ich brauche kein Brodstudium zu wählen und zu verfolgen."

„Doch" — fuhr Marino tief aufathmend unter der gespannten Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fort, „ich will nicht länger bei den Einzelheiten dieser Verwandlung unserer schönsten Hoffnungen in schwere Sorge über den schrankenlosesten Lebensübermuth des armen bethörten Lieblinges meines Herzens verweilen, — mir war die Herrschaft über ihn für immer entwunden.

Wohl ließ ich nicht von ihm, setzte meine Hoffnung auf das Reisen, das gänzliche Herausreißen aus den versuchungsvollen Verhältnissen, allein, seine wilde, genußtrunkene Natur hatte sich für immer von der meinen losgesagt.

„Du bist ein Philister, Marino", sagte er mir lachend, „und paßt ganz und gar nicht zu meinem Mentor, zu welchem Brüder schon von vorn herein sich niemals aufwerfen sollten."

„Und wenn ich es bin, ist meine Liebe, mein Glück, mein Schmerz Dir nichts?"

„Ehrlich gesagt, Marino, weniger als das eigene," erwiederte er. „Du mußt mich eben lassen; ich bin ein Komet und kein Fixstern wie Du, der sich an seiner stillen gegebenen Bahn genügen läßt. Ich will einen so stolzen strahlenden Schweif durch Euere wohlgeordneten Kreise ziehn, daß Ihr staunen sollt und Euer Wunder sehn."

Und wirst Du solcher kühnen Willkühr, nicht selbst zum Opfer fallen müssen?" mahnte ich traurig.

„Dann thu ich's jedenfalls mit Grazie," lachte er davoneilend.

Nun — er trank den Schaum des Lebens und alles Streben schlief ein. Seine ausgezeichneten Gaben ließen ihn mit spielender Leichtigkeit, im Vorübereilen, Kenntnisse gewinnen und trotz Trägheit und Unlust gehörte er nicht unter die Ununterrichteten — was also hätte bei ernstem Streben aus ihm werden können!

Seine hinreißende Schönheit, seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und Anmuth, das vornehm Gebieterische seines Wesens öffnete ihm alle Herzen, er war der Mittelpunkt wo er sich zeigte.

Aber gar Viele hatten das Schicksal der armen Motte, die so lange um das Licht flattert, bis sie mit versengtem Flügel am Boden liegt.

Nachdem ich meine Universitätsjahre zurückgelegt, waren wir Brüder, noch immer in der treuen Gesellschaft Doctor Breidens, einige Jahre in Italien gewesen, wo ich gänzlich meinen Kunststudien und der Ausübung der Malerei lebte. Reginald war ein Jüngling von sechszehn Jahren, als wir uns nach der Heimath aufmachten. Ich mußte endlich einmal nach unserem Besitz sehen, welchen ich in guten Händen zwar zurückgelassen, doch durfte ich ihn nicht ganz hintenansetzen. Er war die Stätte unserer Jugend, das theure mir an's Herz gelegte Vermächtniß meiner Eltern und die Quelle unserer Existenzmittel, welche durch Reginald's Hang zur Verschwendung, dem ich vergeblich zu steuern suchte, in letzter Zeit übermäßig in Anspruch genommen worden war.

Ich wollte ihn durch eigene Anschauung von der wahren Sachlage überzeugen, denn er schien anzunehmen, daß ich aus Besorgniß ihm unsere Verhältnisse beschränkter darstelle, als sie es in der That seien.

Bei verständiger Eintheilung hätten wir Ueberfluß besessen; Reginald aber war jeder Ueberlegung und

Berechnung unfähig und ebenso unausführbar blieb es, ihn zu hüten und in seinen Ausgaben zu beaufsichtigen. In seiner Frühreife genoß er maßlos wonach sein Herz verlangte.

Legte ich ihm eine Reihe eingegangener Rechnungen vor, die große Summen betrugen, so warf er einen Blick darauf und sagte: „Unsinn. Wo wäre denn die Masse Geld geblieben.“

Nöthigte ich ihn die Rechnungen mit mir durchzugehn und erwiesen sie sich als richtig, so sagte er: „So wirst Du mich wohl nächstens recht brüderlich als Verschwender erklären lassen.“

„Ich erwiederte ihm, daß ich das niemals thun werde und wenn er unser ganzes liebes altes Besitzthum verschwenden sollte.“

„Dann leben wir von Deiner Kunst, Marino,“ sagte er unbefangen. „Wozu quälst Du Dich auch sonst den ganzen Tag, wenn Niemand was davon hat, als einen flüchtigen Blick. Die schönen Mädchen auf der Straße darf ich umsonst anschauen und bekomme noch herrliche Blicke dafür, ohne Jahre lang zu lernen und zu arbeiten und den ganzen Tag mit dem Pinsel in der Hand zu sitzen, in dumpfen Ateliers.“

Unser Vormund starb und da ich majorenn geworden, übernahm ich die Vormundschaft selbst, um das Nachaußentreten des immer leichtsinniger gewordenen Lebenswandels meines Bruders so viel als möglich verhüten zu können.

Ich faßte den Plan, ihm das mir übertragene

Gut zu übertragen und da er keinen Lerntrieb besaß, ihn durch practische Thätigkeit zum Landwirth sich ausbilden zu lassen. Allein er hielt das Landleben gradezu nicht aus, hatte kein Interesse für die Landwirthschaft, verschmähte jede darauf bezügliche Beschäftigung und verübte in der Langenweile des Müßigganges die bedauerlichsten Streiche.

Eines Tages war er fort und schrieb mir aus der Residenz, er habe sich immatriculiren lassen und wolle studiren. Wir möchten ihn sich selbst überlassen. „Setze mir ein möglichst wenig karges Jahrgehalt aus" schrieb er, „und kümmere Dich weiter nicht um mich. Ich bin des Gängelbandes müde; will sagen, der Nothwendigkeit, es fort und fort zu zerreißen, denn gefolgt bin ich ihm ja doch schon längst nicht mehr." —

So mußte ich ihn lassen — hatte ihn meine Liebe ja doch nicht zu bewahren vermocht.

Ich schrieb ihm, wie tief mein Schmerz über dieses Zerreißen unseres brüderlichen Verhältnisses sei, beschwor ihn noch einmal ein thätiges nützliches Dasein zu führen, vorwärts zu streben, dem Leichtsinn zu entsagen und stets auf meine Liebe und meinen Beistand zu zählen, wo er dessen bedürfen werde.

Er antwortete mir nicht darauf.

Das Jahrgehalt, welches ich ihm aussetzen durfte, war ein doppelt so reicher Wechsel, als ihn die meisten seiner studirenden Kameraden besaßen; allein es schien ihm durchaus nicht im Verhältniß zu seinen Ansprüchen.

Daß er nicht mehr von mir erhalten würde, sah er ein, doch zürnte er mir deshalb und beschloß seine Mittel durch das Glück, welches ihm ja stets treu war, zu vermehren. „Freilich," dachte er, „ich habe zu viel Glück in der Liebe, um auch im Spiel glücklich zu sein — indeß, ich werde den Aberglauben corrigiren."

Er reiste nach Wiesbaden und verspielte nicht nur alles was er für den Augenblick besessen, auch alles was Bekannte ihm vorschießen wollten.

Ich mußte das Gut mit einer namhaften Summe belasten, um seine Ehre auszulösen.

Genug — die Jahre flossen dahin, unser Wohlstand zerrann, das verschuldete Gut war kaum noch zu halten, ich stellte alles Reisen ein, lebte so sparsam als möglich und machte hier und da einen vergeblichen Versuch Reginald's Herz zurückzugewinnen und seine Einsicht zu erwecken. Ich suchte ihn, von meiner Sorge getrieben, oftmals an seinem wechselnden Aufenthaltsorte auf und fand jedesmal die traurigste Arbeit, seine Verhältnisse zu ordnen und ihn aus wenig ehrenvollen Verbindungen zu befreien, die mir das Herz zerrissen.

Endlich sagte ich ihm, dem Stolz meiner Kindheit, dem Glück und der Freude meiner Jugendzeit, daß er des Namens seiner Väter nicht mehr würdig sei und wir zwei, so lange er auf diesem Wege verharre, den gleichen Namen nicht tragen könnten.

„So lege ihn ab," sagte er, „ich begebe mich seines Vorrechtes nicht."

Dabei blieb er. Ich konnte den Namen nicht bewahren vor Entwürdigung und so legte ich selbst ihn ab.

Marino ist mein Vorname, welchen ich allein jetzt führe." Er machte eine Pause.

Erna hatte ihr Battisttuch über das Gesicht gedeckt und ihre Hände rangen sich still wie in verhaltenem Seelenschmerz in einander.

„Sie sind noch nicht zu Ende," klang es kaum hörbar unter dem Tuche hervor.

„Nein, ich bin noch nicht zu Ende," sprach Marino mit erhobener Stimme und seine Blicke bohrten sich mit seltsamem Forschen in die noch dichtbelaubte, an hohes Gebüsch sich anlehnende Rückwand der Laube. „Ich bin noch nicht zu Ende und doch habe ich nichts Neues mehr zu sagen.

Mir kam in diesem Winter durch Freunde die Kunde zu Ohren, daß Reginald sich aufs Neue in den geselligen Kreisen der Residenz gezeigt, welche sich in Unkenntniß über seine nur zu übelberüchtigte Person befanden, und daß es ihm gelungen sei abermals ein weibliches Herz zu bethören. Ich eilte sofort dahin, um wo möglich noch Unheil zu verhüten, allein ich kam zu spät; er hatte den Ort verlassen, und wie ich später erfuhr, nicht allein. Er war mit einer Dame gesehen worden, welche er seine Gemahlin genannt.

Als ich diese Thatsache wieder in Erfahrung gebracht, litt es mich nicht in meinem stillen Thurm, wohin ich mich für einige Zeit zurückgezogen, um in der Arbeit und bei meinen Studien zu vergessen, was ich mit treuester Liebe nicht zu verhüten vermocht; ich machte mich abermals auf und folgte dem Unglücklichen durch die Schweiz — wo ich mit Ihnen zusammentraf — bis nach dem Comersee, wohin seine Spur wies. Allein als ich endlich die Villa an dem schönen See entdeckte, in welchem er mit jener Dame, die er seine Gattin nannte, wohnen sollte, da fand ich die Stätte leer und ein Brief von ihm, für mich hinterlassen, sagte mir: „Seit gestern weiß ich, daß Du hier bist und mich suchst, um vermuthlich wieder irgend eine Strafpredigt los zu werden. Ich bin im Augenblick weniger als je gestimmt sie anzuhören, deshalb räume ich das Feld und ersuche Dich ruhig umzukehren. Vielleicht schreibe ich Dir in Kurzem über meine gegenwärtige Lage, um welche Du nicht zu sorgen brauchst. Reginald.“

Ich kehrte schweren Herzens heim und empfing vor wenig Tagen Zeilen von ihm, welche mir seine Uebersiedelung nach einem fernen Welttheile anzeigen und leider befürchten lassen, daß er entweder noch ein vertrauendes Herz gekränkt und betrogen, oder, daß er selbst einmal in ein Garn gefallen, welches er unbedenklich, wie seine Art ist, zerrissen, sobald er zur Erkenntniß der wahren Sachlage gelangt. „Das Schicksal hat mich verhöhnt,“ schrieb er mir, „ich bin

aber nicht der Mann, welcher geduldig trägt, was ihm auferlegt wird. Ich warf meinen Packen von der Schulter, mag ihn aufnehmen wer will — die Rache ist süß."

So ist er fort, doch der Schmerz und — ja ich darf es sagen — die Liebe zu dem armen Bethörten, welcher um die falschen Freuden die wahren Kronen des Lebens von sich geworfen — sie sind mir geblieben." —

Er erhob sich und trat vor die Laube hinaus, mit der Ergriffenheit kämpfend, welche diese Rückerinnerungen ihm erweckt. — Die Sonne neigte sich hinter die Büsche und hinter ihnen sah Marino das lichtgrüne Kleid Silvia's nach den Weingärten zu verschwinden. —

„Wenn es so wäre," dachte er erschüttert, „wo finde ich Gewißheit, die ich haben muß!"

Hippolyt trat an seine Seite, während Theresa der stillweinenden Erna liebevolle Worte sagte. „Es ist etwas heilig Schönes, so brüderliche Treue," flüsterte sie ihr zu, „und in dem tiefen Bedauern, welches uns der Leichtsinn des schönen begabten Jünglings und der daraus entspringende Kummer des Bruders erweckt, fühlen wir uns doch erhoben und gestärkt in unserem Glauben an die Kraft und die Liebe des Menschenherzens. Marino ist ein edler fester Mensch, ich habe mich nicht in ihm getäuscht, und es ist ihm gelungen, sich selbst hinzugeben und doch sich selbst zu erheben dadurch."

Erna's Weinen wurde immer heftiger. O, sie hatte seit lange nicht geweint, seit damals, wo sie sich selbst verrieth und den Stein auf ihr Herz wälzte, unter welchem der Thränenquell in das arme Herz zurückgebannt schwoll und schwoll und es zu sprengen drohte.

Jetzt weinte sie heiße bittere Thränen um das verwandte Weh in dem verwandten Herzen. —

Hippolyt wollte Marino im Gespräch über das Gehörte auf- und niedergehend entführen, bis der „Nervenanfall" vorüber, allein Marino behielt seinen Standpunkt und lauschte angstvoll auf das Flüstern und unterdrückte Schluchzen, bis es verstummte und Erna die verweinten Augen erhob, aus denen sie die letzte Thräne trocknete.

Sie erhob sich und trat heraus, mit den rührenden Augen, dem wehmuthsvollen Liebreiz leidender Jugend ihm das tiefste Innere seines liebenden Herzens erschütternd. Aus seinen Augen glühten ihr Schmerz und Liebe, sie süß durchschauernd, entgegen. Sie winkte ihm und ging voran; er folgte ihr, sie mußte im Gehen sich auf seinen Arm stützen, bis zur Bank, am Ende des Ganges im schattigen Bosquet.

„Marino," sagte sie, „darf ich — ich habe keinen Anspruch darauf, da ich Ihr Vertrauen mit Schweigen erwiedern muß, aber darf auch ich den Namen nicht wissen, welchen — welchen Sie um Ihres Bruders willen verschmäht?"

„Sie, Erna, dürfen mich Alles fragen, denn Alles

was in mir lebt, mein eigen ist, gehört Ihnen. Mein Glück, mein Heil ruht nur allein in dem Ihren noch, Ihr Wunsch ist mein Gebot — allein — Sie sind so tief erschüttert, vielleicht ein Zusammenhang — Ihre Schwäche — wollen Sie wirklich, daß ich den Unglücksnamen nenne?"

„Ich will es," hauchte sie zitternd.

Er neigte sich zu ihr und flüsterte das angstvoll erwartete Wort. Ein dumpfes Stöhnen antwortete ihm.

Erna's Hand griff angstvoll nach dem stockenden Herzen, Todesblässe bedeckte ihre Wangen.

„Um Gotteswillen, Erna, Mädchen, süßes heißgeliebtes Engelsbild, fasse Dich! Es wird Tag werden nach der schweren Nacht, nur Geduld, nur Fassung, nur Kraft so lange noch — Erna, Erna, ich ertrage es nicht, die gebrochene Blume zu sehn, Du sollst das Haupt erheben, Du sollst frei und fröhlich wieder blühen, ich bin der Stamm an den gelehnt kein Sturm mehr Dich kränken soll. Erna, sage daß Du mein bist und wirf alle Last Deines Lebens auf mich — höre mich, sprich zu mir, schütze mich vor Verzweiflung. Sei mein — ohne Dich ist die Welt mir nichts mehr." —

Sie ließ ihm ihre Hand, sie litt es, daß er seinen Arm um sie legte und sie an seine Brust zog und ruhte einige Augenblicke still vergehend in Schmerz und Wonne daran. Nun richtete sie sich auf und

sah ihn an und Schmerz und Liebe stand in ihrem Auge zu lesen wie in dem seinen.

„Armer Mann," sagte sie unendlich traurig, „Deine Liebe wird ohne Lust sein und ohne Hoffnung, ihr seliges Vertrauen ist durch die Schranke des Geheimnisses entweiht und für die Wonne die sie mir bereitet, lohnt Dir mein" —

Er küßte das Wort von ihren Lippen. „Sprich es nicht aus," flüsterte er in tiefer Bewegung, „meine Liebe wird Dir das Leben geben und Frieden und Freiheit. Des Lebens höchste Wonne wird unser Theil sein. O, mein, mein! Nun muß sich Alles wenden, nun ist es Tag geworden, mein Lieb, mein süßes Lieb!"

Sie ruhte mit verklärtem Lächeln an seiner Brust: „O, der holde Traum" — flüsterte sie — „o, gäb' es kein Erwachen." —

„Es giebt keines", tröstete er, „unsere Liebe überwindet lächelnd Alles — was giebt es noch außer ihr?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf und sah ihn lange an, die heiße schöne Liebe trinkend, die aus seinen leuchtenden Blicken sprach. „Marino," flüsterte sie, „Geliebter, Du mußt sehr stark sein, wenn Du mich lieben willst. Ich dachte einmal — früher — in meiner fröhlichen Jugend-Zuversicht, ich wollte das Glück und die Wonne sein, deß, den ich lieben würde, der mir seine Liebe schenkte und sein Vertrauen. Ich dachte, es sollte ein süßes seliges Streben

werden, vereinigt in Lust und Ernst des Lebens; ich dachte, auf der duftigen farbenzarten Blume der Liebe liege das Licht und der Thau und sie sauge aus dem fruchtreichen Boden mit allen Wurzeln kräftiges Wachsthum und Gedeihen; und nun soll es ein kurzer Traum sein, den ich mit gefesselten Gliedern nur träumen soll — nur erndten, nicht säen darf ich, und der Schluß ist Dein verwundetes, einsames Herz. Du mußt stark sein, Marino, wenn Du mich lieben willst."

„Ich bin es, mein Lieb, Deine Liebe rüstet mich mit Wunderkraft, und was die Aerzte nicht vollbringen konnten, sie wird es vollbringen! Sie wird Dich fesseln ans Leben, Du kannst, Du kannst nicht von mir gehn."

„Zu spät," klagte sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, da ersich zu ihr niederbeugte, „hoffe nichts. — Du mußt stark sein, wenn Du mich lieben willst — denn ich, Marino, Deine Erna, ich bin die Schwäche" — — Sanft weinend lag sie still an seinem schmerzerfüllten Herzen und lauschte seinen Trosteswortern, den Verkündern seiner heißen heiligen Liebe. „Die schöne starke Mannesliebe der Hinscheidenden," dachte sie und schaute mit mitleidsvollem Blick ihm in die treuen Augen.

Er deckte die Hand darauf. „Nicht diesen Blick, Erna," bat er, „er bricht mir das Herz. Du wirst bei mir bleiben, unter meiner Pflege, in meiner Nähe werden die schweren Gedanken von Dir weichen" —

„Die mein Liebster im Herzen seines Mädchens nicht kennt“ — sagte sie melancholisch —

„Die er bannen wird ohne sie zu kennen, ohne daß Du das Siegel des Schweigens zu brechen brauchst. Wenn der Morgen anbricht, d. h. wenn Du Dich erhoben hast von der Nachtruh, die Du nun wieder finden wirst — und nicht mehr sollst Du die herzzerreißende Klage in Tönen, die mich an Dich gekettet, ehe ich Dich kannte, der stillen Nacht vertrauen — wenn Du Dich erhoben hast, gestärkt durch den sanften Schlaf, der Dir mein Bild gezeigt — bin ich schon da und arbeite bei Dir und lese Dir und führe Dich wo Du gehst und wache über jeder Minute Deines Lebens.“

Mit süßem Lächeln hörte sie ihm zu und nickte selig zu seinen Liebesworten. „Du liebst mich einmal, nun ist kein Halten mehr, nun nimm wie es kommt, Du theurer Mann. Du spendest Himmelskost — o — da, da ist die Mutter, die theure Mutter, die ihr Kind so tief betrübt.“ —

Marino erhob sich und ging Theresa entgegen, die langsam mit Hippolyt herankam.

Das Verschwundensein der Beiden befremdete sie, sie befürchteten wieder ein Unwohlsein Erna's und kamen um zu sehen. —

Mit kurzen tief bewegten Worten verkündete Marino den Eltern den geschlossenen Bund und bat: „Laßt mich sie lieben, gönnt mir die Rechte des Verlobten, vielleicht daß meine Liebe Zauberkraft besitzt

und sie sich daran aufrankt zu neuem kräftigen Erblühen."

In ihren Augen las er, daß sie nicht zu hoffen wagten und daß die Werbung ihre Herzen tief erschütterte.

„O, mein Kind, mein süßes Kind," rief Theresa in tiefstem Schmerze aus, „wie freudig wollte ich diesen Bund segnen, wie glücklich sein, Ihnen ihr Schicksal zu vertrauen."

„Fassen Sie sich um ihretwillen," flüsterte er, „lassen Sie uns Sonnenschein des Glückes weben um das arme theure Haupt, segnen Sie fröhlich unseren Bund, der mir das Recht giebt, ihr die — Tage zu schmücken, die schwere Stimmung zu erhellen, die Leiden ertragen zu helfen." —

„Edler Mann," sprach Hippolyt ihn voll Rührung in die Arme schließend und nun zu Erna zurückführend, welcher Theresa bereits entgegeneilte.

Sie stand zwischen den rothen und weißen Spätrosen wie eine bleiche zarte Schwester mit weit gebreiteten Armen der theueren Mutter entgegenharrend.

„Er liebt mich einmal," sagte sie mit verklärtem Lächeln, „es läßt sich dagegen nichts thun, als ihn wieder lieben mit ganzer Seele. Er muß es tragen, was unvermeidlich ist."

„Ja, nimm es hin, mein theueres Kind, das Gottesgeschenk dieser schönen edlen Mannesliebe!" sprach Theresa sie fest an ihr Herz pressend, „Du bist ihrer würdig wie Keine."

„O Mutter, woran mahnst Du mich?“ zog es durch ihre Seele, als sie auf's Neue in ihre Arme sank und vom Vater sich küssen und bewegt beglückwünschen ließ.

„Wenn ich's nur verdiente,“ sagte sie von Marino's Arm umfangen an seine Schulter sich lehnend, „wenn ich's nur fassen könnte, daß ich's trage“ —

„Welche Ueberraschung für Silvia, wenn sie nach Hause kommt,“ sagte jetzt der Vater, um in ein leichteres Geleis zu leiten.

„Ha, Silvia!“ rief Erna leise wie in jähem Schrecken aus und senkte schwer das Haupt. Die Glieder wurden ihr schwer, sie mußte sich setzen — Marino geleitete sie zur Bank, setzte sich zu ihr und lehnte ihren Kopf an seine Brust, während Vater und Mutter, ihre Gedanken austauschend, sie allein ließen.

Erna ruhte still an seinem Herzen, endlich mahnte er, „es wird kühl, komm, ich führe Dich hinauf,“ und sie gingen, und oben trafen sie Silvia, die staunend vernahm was geschehen und in diesem Staunen, in welches sich etwas wie funkelnder Zorn mischte, vergaß, den Glückwunsch auszusprechen oder keinen hatte. — Zugleich mied sie sichtlich Marino's Blicken zu begegnen. Es lag etwas vom Gift der Schlange in ihren scheuen starren Blicken, Marino fixirte sie befremdet und sagte: „Und nun Ihr Glückwunsch, schöne Schwägerin“ —

Da wandte sie sich wie von dem Biß eines gif-

tigen Insekts verwundet hastig und verließ, die Thür laut hinter sich in's Schloß werfend, das Gemach.

Marino blickte sinnend zu Boden — dann wendete er sich Erna zu, als wäre nichts vorgefallen, und nöthigte sie zu ruhen und zu schweigen, während er sich zu ihr setzte und ihre Hand in der seinen hielt.

Mit leiser Stimme sang er ein sanftes Schlummerlied und beobachtete mit wehmuthsvollem Entzücken den wechselnden Ausdruck des süßen Gesichts, das da mit geschlossenen Augen im wachen Halbschlummer vor ihm ruhte und bald die rührende tiefe Trauer zeigte, welche seit lange die einst so sonnig hellen Züge trübte, und bald zu wonnigem Lächeln sich lichtete. Dann schlug sie die dunklen sanften Sammetaugen auf, schaute ihm lange und tief in die seinen, die mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit auf ihr ruhten, und zog seine Hand an ihr Herz.

„Du bist bei mir," flüsterte sie, „Du bist die Liebe die in das Herz sieht und glaubt und nicht zweifelt. Vor Dir ist meine Schuld leicht — bleibe bei mir, Marino!"

Drittes Kapitel.

Wie schwer wurde Marino an dem Tage, welcher zwischen ihm und Erna die Schranke der Fremdheit niedergerissen, das Scheiden.

„Nein, ich darf es nicht," sagte er sich, „und ich vermag es nicht. Mir muß das Recht, sie nie zu verlassen, so schnell als möglich werden. Wie sollte ich ertragen, die nächtliche Ruhe hier zu suchen und nicht zu wissen, wie schwer sie ringt mit ihrem Leiden, mit Angst und Unruhe vielleicht vor dieser dämonischen Schwester. Licht, Licht, bevor der Engel uns geraubt wird.

Reginald! Das eine Mal sei barmherzig und schnell und wahr, wenn mein Schreiben Dich findet. — Monate müssen noch vergehen, bevor aus dem fernen Welttheile eine Antwort mir eingehen kann und die Liebe, wird sie die Macht haben, das aufflackernde Lämpchen, welches der Stern meines Lebens geworden, zu fristen bis mir das Werk der Sühnung gelungen?

Ja, ich muß Erna ganz zur Seite bleiben können, ich ertrage die Qual nicht, sie den finsteren Einflüssen preisgegeben zu wissen, welche sie an den Rand des Grabes brachten; ich muß bei ihr sein."

Und er hatte Recht mit seinen Befürchtungen.

Als er am Abend gegangen und Erna mit Hülfe der Mutter zur Ruhe sich begeben hatte und, das Köpfchen in das Kissen drückend, die Gedanken zu ihm in süßem Rückerinnern sandte — da öffnete sich die Thür zu Silvia's Zimmer und mit der Kerze in der Hand stand sie, grell beleuchtet aus der Dunkelheit des Zimmers hervortretend, am Fußende des Lagers.

„O, was willst Du von mir?" fuhr Erna schmerzlich auf.

„Glückwünschen will ich Dir," sprach sie mit eisigem Hohne, „zu dem heiteren Liebesbunde, zu dem idealen Vertrauen, das keine Schranke mehr kennt, zum — Meineide."

Erna richtete sich auf und ein Glanz der Verklärung brach aus den strahlenden Augen, die sich groß geöffnet auf Silvia hefteten. „Ich bin eine Sterbende," sprach sie mit seelenvoll gehobenem Klange der Stimme, „mich hat die Last des begangenen Unrechts erdrückt. Ich scheide in der Jugend, da Anderen des Lebens Reize lockend winken, für die auch mein Auge so offen war, ich scheide von der Liebe, die mich nur umfängt, um mich in's Grab zu betten; ich scheide von dem mütterlichen Herzen, zwischen das

und mich in meiner bethörten Empfindung für Dich, ich den Stein der Entfremdung geworfen, über welchen hinfort unsere einst so eng verbundenen Hände nur schwer und ringend sich noch erreichen — ich scheide von allem Hohen und Schönen, davon die Welt und das kleine, reiche, große und arme Menschenherz erfüllt ist — ich scheide mit dem Schmerz des begangenen Unrechts, das dieses schwere Scheiden noch mit allem tränkt, was das Leben an Bitterkeit aufzuweisen hat — und Silvia, höre mich! ich bin beneidenswerth gegen Dich!

In meiner Seele ist dennoch Tag, denn ich habe das Gute geliebt, und in der Deinen ist die Nacht, denn Du übst das Böse.

Der Verdacht, daß ich des Verrathes fähig, beweist es mir. Du würdest meinen Versicherungen nicht glauben, deshalb spare ich sie; Deine Seele kann solches Thun nicht verstehn. Du bist ein armes unglückliches Weib, Silvia.

Geh! Und wenn Dein eigenes Bewußtsein Dich nicht im Schlafe stört — so kannst Du ruhig schlafen; von mir bist Du unbedroht."

„Herrlich," höhnte Silvia mit zitternder Lippe, „und willst Du's läugnen, daß sein Auge mit feindseligem Forschen auf mir ruht? Willst Du behaupten, daß der Zufall ihn argwöhnisch gemacht?"

„Silvia! Wen sollte Dein Wesen, das scheue, abstoßende, lieblose, das verschlossene, nicht argwöhnisch machen, die unnatürliche Rolle, welche Du im

Hause spielst. Du verräthst Dich selbst. Ich bin unschuldig daran.

Noch einmal beschwöre ich Dich, wirf Dich den Eltern mit vollem Bekenntniß an die Brust und ebne Deinen Weg durch ihre Mitwissenschaft, daß Du nicht ferner in verworrener Wildniß zu irren brauchst, daß Du Frieden findest und Trost im Unglück."

„Wer sagt Dir," fuhr Silvia hochmüthig auf, „daß ich des Trostes bedarf? Wer, daß ich unglücklich bin? Weißt Du so gewiß, daß sich nicht Alles nach meinem Willen gefügt? Daß ich die Fäden nicht selbst so gewoben?"

„Wie Du ängstlich die Falten des falschen Purpurs zusammenhältst, über dem hochfahrenden Herzen, das von Demuth und Erkenntniß nichts wissen will," sprach Erna mit traurigem Kopfschütteln. „Ich forsche nicht nach dem Grunde Deiner Heimkehr, Deines Schweigens und Deiner Erbitterung — ich habe noch Sorge um Dich Silvia, wie um jeden Bethörten, den ich mit der Binde auf den Augen in tausend Gefahren rennen sehe; aber ich liebe Dich nicht mehr, und das ist das Schlimmste, was Du mir angethan hast."

„Sehr gefühlvoll," spottete Silvia, „und sehr aufrichtig zugleich. Uebrigens brauchtest Du mir das Bekenntniß Deiner Nichtliebe nicht in Worten erst zu machen — Deine romantische Verlobung auf dem „Sterbebett," von welchem Du so schwungvoll zu reden nicht unterläßt, Deine Verlobung mit diesem

— Marino drückt es deutlich genug aus, daß Du rachsüchtig meine Schicksale zu durchkreuzen suchst."

Erna hob die gefalteten Hände empor und ließ sie wieder sinken. „Nun ist es genug," sagte sie matt, „ich bitte Dich, mich zu verlassen. Wozu spreche ich zu Dir? Was willst Du von mir, wenn Du mir doch nicht glaubst?"

„Sprechen will ich," entgegnete Silvia bitter. „Denkst Du, es ist leicht Alles in sich zu verschließen? Meinem Groll, meinem Zorn will ich Luft machen, wehren will ich mich gegen das heranschleichende Verhängniß, das mich nicht zum Opfer haben soll." —

„So sprich zu den Winden, den Wolken und den Sternen, vielleicht verstehen sie besser Dir Ruhe zu geben als ich; wir zwei sprechen ganz verschiedene Sprachen und verstehen einander nicht.

Geh zu Bett Silvia und gönne mir Ruhe — ich fühle meine Kräfte schwinden" —

Im Umsinken zog ihre Hand hastig an der Schelle, die über ihrem Bett befestigt war. Anna, welche nur in Kleidern nebenan noch schlief, kam sogleich herein und sah eben noch den Schein von Silvia's Kerze durch die sich schließende Thür verschwinden.

„Zünde noch einmal Licht an," sagte Erna, „ich bin so beängstigt — und bleibe hier — Du sollst morgen am Tage dafür schlafen. Doch — tritt erst

an das Fenster und sieh nach dem Thurm. Sage mir was Du siehst."

„Ich sehe zwei rothe Scheiben glühen und die Gestalt eines Mannes sich daran lehnen."

„Nun ist es gut," lächelte sie in die Dunkelheit hinein, „nun will ich kein Licht. Setze Dich aber zu mir und bleibe bei mir."

Sie blieb im Finstern; sie wußte, wenn Marino Licht in ihrem Zimmer sähe, so würde ihn die Sorge um ihr Wachen nicht schlafen lassen; stand er doch drüben auf der Wacht und waren doch seine Gedanken bei ihr.

Schlafen! Wie lang war die Nacht bis zur Stunde, welche ihr ihn wiedergab. Aber schlafen nach der Unterredung mit Silvia, die alle dunklen Empfindungen wieder aufgeregt! — Der sanfte Freund der Bekümmerten war verscheucht, der Druck auf dem Herzen zu beängstigend — Stunde um Stunde verrann und erst als die Sonne die Morgendämmerung besiegend emporstieg, umfing ein süßer Traum das reiche, tiefbewegte Seelenleben der sanften Dulderin. —

Silvia durchschritt ihr Schlafgemach und stellte die Kerze mit zorniger Heftigkeit auf den kleinen Tisch vor dem mit grünem Seidendamast bezogenen Eckdivan des Wohnzimmers. Die schönen Rosen und das Nest voll junger Vögel, welche die künstlerische Hand Erna's einst für die Schwester so naturgetreu auf die Porzellanplatte gemalt, waren für solche ungestüme Berührung wohl nicht geschaffen, denn mit

einem feinen Ton sprang die Platte mitten durch das friedliche Nest entzwei. Silvia bemerkte es nicht.

„Ich verrathe mich selbst, sagte sie mir" — sprach sie zu sich selbst — „ich glaube sie hat Recht und ich spiele meine Rolle schlecht. Ha, dieser Eindringling — ist das wirklich Zufall? Wäre er nicht, dann" —

Sie sann lange vor sich hin, sie dachte, wenn Erna wirklich sterben sollte, so gäbe es dann keinen Verräther mehr, so gehörte die Zukunft wieder ihr, so drohte ihr keine Entdeckung, keine Demüthigung. Nun aber Marino!

„Nein," zischte sie durch die geschlossenen Zähne, „nein und abermals nein! Er soll nichts entdecken, einen Mann zu täuschen will ich mir zum Ruhme gereichen lassen. Er soll nichts entdecken, ich werde ihn irre führen, bis er glaubt, Gespenster seiner Einbildungskraft gesehn zu haben, bis er glaubt, wenn Erna mich verräth, sie habe Gespenster gesehn.

Ich hasse ihn, den phantastischen Kopf, der der Sterbenden sich verlobt; ich hasse ihn, denn jeder Blick, jedes Wort zu mir und Anderen ist ein Vorwurf, ein Widerspruch meinem Wesen. Ich hasse ihn, denn warum macht er meinen Weg unsicher und nöthigt mich in jedem Augenblick auf meiner Hut zu sein, da ich begraben und vergessen möchte? —

Es ist wahr, ich verrathe mich selbst, sie hat Recht. Die scheue Rolle, die ich im Hause spiele, wie der vom Gewissen gepeinigte Verbrecher" — sie warf den Kopf empor — Verbrecher? langt nicht Jeder nach

dem was sein Herz begehrt? Und wenn ich mich vergriff im Rausche der Bethörung und das stolze Gut, das ich erreicht zu haben glaubte, zerran in Nichts in meiner Hand — in Nichts? Eine giftige Natter blieb zurück, die schwellt mein Herz mit Haß, mit Durst nach Rache, der ihr Ziel entrückt ist. — Und Enthüllung sollte ich dulden, Beschämung statt des gesuchten Glanzes, der geträumten Herrlichkeiten des Lebens? Nimmermehr! Silvia demüthigt sich nicht vor der Welt, nicht vor ihnen, gegen deren Rath und Willen ich eigenmächtig gehandelt.

Unsinn, daß Erna wähnt, ihre schwächliche Lebenspflanze welke an — den Gemüthsbewegungen hin, die das Geheimniß ihrem kindischen Herzen auferlegt. Eine solche Sensitive ist für das wahre nackte Leben nicht geschaffen, nur für das ideale, welches sie hier nicht findet — und will der Tod einmal kommen — was hat sie von langem Leiden noch — den kindischen Liebestraum? — mit Marino allein will ich fertig werden, er soll eine feste Stirn finden!" —

Sie ergriff mechanisch die Kerze und ging in düsterem Grübeln in ihr Schlafgemach, wo sie die Kleider von sich warf, die Schminke von den Wangen wusch und sich zum Schlafe niederstreckte.

Kam er? War er süß, mit sanften Träumen erfüllt? Zauberte er das liebliche Lächeln und den rosigen Hauch frischer Jugend auf die Wangen der Schlummernden?

Die bis in den Leuchter herabgebrannte Kerze er-

zählte am Morgen von ruhelosem Wachsein, von im Dunkeln aus allen Ecken des Gemaches auftauchenden unheimlich drohenden Gestalten, von Angst und Zorn und arglistigem Brüten und das Antlitz, das dem im Bett aufsitzenden weiblichen Wesen gehörte, welches zusammengekauert die Arme um die Knie geschlungen hielt, sah nicht aus, als habe es jemals in süßem Jugendschlummer friedlich geglüht. —

„Stelle den blühenden Rosenstrauch an das geöffnete Fenster,“ sagte Erna zu Anna, als sie nach kurzem Schlummer mit dem Gedanken erwachte: „Er hat mich an sein Herz genommen, an das reiche tiefe ächte Menschenherz, ich ruhe auf geweihtem Boden aus, da trifft mich kein Pfeil, kein Stein, kein Wetter, kein sengender Strahl!“

Die Rosen verkündeten ihm, daß er kommen dürfe.

Rasch mußte Anna ihr, die jetzt in ihrer Schwäche nicht mehr alle persönliche Hülfe von sich wies, helfen mit dem Ankleiden fertig zu werden, den goldigen Lockenreichthum frisch und glänzend zu ordnen, und als sie hinüberkam in das Wohnzimmer, empfing sie Marino an der Schwelle und küßte den Morgengruß von der Wimper, die wonneselig das liebestrahlende Auge verhüllte, als Erna von seinem stützenden Arm sich umschlungen fühlte.

Er führte sie zu dem für sie bereiteten Sitz, er stellte ihr die Fußbank zurecht, er deckte die seidene Decke auf ihre Knie, er schenkte ihr den Thee ein und reichte ihr was sie bedurfte. Sie sah ihm lächelnd

zu und sagte, die Hand auf die Brust legend: „Wie Alles anders ist, seitdem ich Dich habe! Was alles zur Ruh kommt hier innen und abläßt, mich zu peinigen! Ach Marino! wie ist Deine Liebe so süß!“

Hand in Hand saßen sie und Aug' in Auge und was der Mund verschwieg, das sagte der innige Blick.

Nach einiger Zeit trat Silvia herein. Erna's Hand zuckte in Marino's jäh zusammen; ein sanft festhaltender Druck war die Erwiederung darauf.

Selten trat Silvia ohne Veranlassung in den Kreis der Anderen, ohne eine gestörte Stimmung durch irgend eine unwohlthätige Beziehung zu erwecken.

Erna errieth eine Absicht in Bezug auf Marino, welchem Silvia bisher ausgewichen und den sie nun ohne Noth aufsuchte; auch sah sie bald ihre Annahme bestätigt.

„Ich bin Ihnen noch meinen Glückwunsch schuldig,“ sagte Silvia zu Marino hintretend, der mir gestern in der Erregtheit der Ueberraschung noch auszusprechen unmöglich war. Vielleicht findet ihr Herz die Erklärung dafür.“ Sie streifte bei den letzten Worten Erna's bleiche Gestalt mit den Blicken.

Marino hatte sie bei dieser Rede überrascht angeblickt.

„Er hat mir allerdings gefehlt, nehmen Sie nun meinen Dank dafür,“ sagte er einfach. „Es gemahnte mich bei seinem Ausbleiben wie Unnatur — wir

müssen einander eben erst verstehen lernen. Hier, die süße Vermittlerin wird dazu helfen."

Erna's Blicke ruhten lang forschend auf Silvia, die heut erschreckend bleich und verblüht aussah. „Bist Du krank?" fragte sie, „Du siehst so blaß aus."

„Nun," erwiederte Silvia und versuchte ein herzliches Lächeln, „an Dir kann man sich wohl die rothen Backen abgewöhnen — Leiden steckt an — wer kann roth und gesund bleiben, wenn er ewig leiden sieht?" —

Marino lehnte still im Stuhl und beobachtete mit Ueberraschung und Aufmerksamkeit das so veränderte Wesen Silvia's.

„Aber, von solchen Dingen spricht sich's nicht gut," fuhr sie fort, „und um auf etwas Anderes zu kommen" — sie nahm den Stuhl, welchen Marino ihr geboten — „ist das Bild Erna's vielleicht jetzt fertig, da Sie keines Vorwandes mehr bedürfen, um bei ihr zu sein?"

Er mußte lachen. „Sie haben es fast errathen," erwiederte er. „Fertig ist es eigentlich längst, nur daß es mir nie genügte, daß ich noch immer der geweihten Stunde harrte, in welcher mein Pinsel den letzten treusten Lebenshauch ihm verleihen sollte — das ist nun heut früh geschehen," wandte er sich zu Erna, ihre Hände in die seinen fassend, „Du gabst mir gestern die Weihe, die noch gefehlt. —

Mein Diener wird es sogleich herüberbringen.

Ich kann nun das Ihre beginnen."

„Schön," sagte Silvia, ich bin dabei. Ohne mich wird es ja nicht gehen, so sehr ich die Störung bedauere, die ich als Dritte in dem holden Bunde hervorbringen muß."

„Wenn Sie sich schwesterlich nach dem Ruhebedürfniß Erna's einrichten wollen," sprach Marino, „so wird ihr nichts entzogen werden. Zuweilen ruht sie auch bei uns, während ich arbeite, oder setzt ihren Sessel dicht neben mich, meine Pinselstriche verfolgend und mich begeisternd."

„Das darf ich? fragte sie entzückt.

„Du?" antwortete er mit einem Seelenschmelz im Ton der einen kurzen Sylbe, der ein holdes feines Glühen der Wonne auf die zarten Wangen zauberte und ihr Auge Dank und Liebe strahlen machte.

Sie sahen nicht das spöttische Lächeln, welches um Silvia's Lippen zuckte, denn es war flüchtig wie ein Hauch und verbarg sich alsbald hinter einem wehmüthig ernsten Zuge, mit dem sie ehrbar vor sich niedersah.

Theresa und Hippolyt fanden sich nun auch ein und jetzt brachte der Diener das Bild.

Marino zog Erna still an seine Brust, während der alte geübte Diener das verhüllte Bild auf der Staffelei aufstellte und ihm das rechte Licht gab, bevor er auf ein Zeichen seines Herrn die Verhüllung entfernte.

„O, das bin ich, aber die verklärende Liebe hat

es gemalt," flüsterte Erna, den Blick gebannt auf das Meisterwerk. „Dank Dir, Marino, Du hast meine Bitte erfüllt."

„Es lebt, sie ist es selbst," rief Hippolyt in staunender Bewunderung, und Theresa's fließende Thränen, bedurften der Worte nicht. Stumm reichte sie ihm die Hand und überließ sie verstehend dem beredten Drucke der seinen.

„Ja, das bist du, mein Kind," faßte sie sich gewaltsam zu Erna zu sagen, „das bist du, wie du jetzt in deiner Leidenszeit so sanft und ergeben duldest und wie aus den guten Augen die Mahnung an die vergangene ewig heitere und an die zukünftig in alter Frische erblühende Erna so deutlich und trostreich spricht, wenn uns Dein Siechthum zu Herzen geht. Und wenn du genesen bist — o was für ein herrliches Bild wird er uns dann in der Freude seines Herzens von Dir malen!"

Betroffen von dem Worte, das sie trostreich täuschen sollte und es doch nicht vermochte, schmiegte sie sich fest an Marino's Brust — schweigen blieb hier allein.

„Ja, ich will malen, wie kein Maler noch gemalt," flüsterte er in's Ohr der Geliebten deren Gedanken er errieth „und allen Duft und Schmelz, den die Erde hat, alle Frische und Zartheit die je auf ihr geblüht, will ich zusammentragen den Liebreiz zu schildern, welchen das Lächeln des Glücks, der Strahl froher Lust des Auges und die Rosen der Gesundheit

auf deine Wangen zaubern müssen. Nicht reizender, rührender können sie sein, als jetzt, aber der Liebreiz des Glückes und der Gesundheit erquickt die Seele mit seligem Trost.“ —

„Du mußt bescheiden sein und stark, Marino, wenn Du mich lieben willst,“ flüsterte sie zurück, „denn ich bin schwach, seit ich dich liebe.“

Sie deckte seine Hand über ihre Augen, er fühlte den zitternden Schlag ihres kranken Herzens mit der umschlingenden linken und flüsterte sanft beruhigende Liebesworte ihr zu, während sein eigenes Herz ohne Trost und Hoffnung war.

„Sie haben mir Ihr Urtheil über das Bild noch vorenthalten,“ sagte er nach einiger Zeit, da das Gespräch allgemein geworden war, zu der schweigend davor verharrenden Silvia.

„Ich sinne nach, wie wohl mein eigenes Bild von dieser Hand ausgeführt werden wird,“ sagte sie halblaut und sah ihn halb schelmisch, halb prüfend an.

„Ich kann das in diesen Worten liegende Urtheil nicht klar verstehen,“ bemerkte er, sie fragend anschauend.

„Vielleicht habe ich kein klares, ich bin eine entsetzliche Laiin in Kunstsachen. Es scheint mir wunderschön, etwas idealisirt von der Liebe.“

„Dem widerspreche ich,“ sagte er energisch. „Lassen sie jeden Fremden urtheilen — das Bild trägt keinen Zug, den ich nicht kenne an Erna, keinen Hauch des Colorits, welcher dem ihren fremd wäre. Die Stel-

lung, die Haltung, sie sind ihr abgelauscht; nur das Ideale, das Verklärte, schwungvoll Gehobene im Ausdruck ist lahm, die Seele noch zu matt in diesen dennoch fesselnden Augen."

„Marino, Du schwärmst," rief ihn Erna an ihre Seite, „Silvia hat Recht, aber es ist gut so, ich danke Dir."

„Das war also die Probe Ihrer Kunst, wenn die Liebe den Pinsel führt," sagte Silvia; „nun werden wir die andere machen, wenn es der" — sie stockte, er sah sie fragend an — der Künstlerstolz allein thun muß."

„Lassen Sie mich darauf nicht antworten," erwiderte er, „sondern — malen. Beginnen wir morgen."

Silvia willigte ein und verließ darauf das Gemach.

„Darf ich mir nun vor diesem Bilde Absolution erbitten," nahm Marino zu den Eltern gewendet jetzt das Wort, „für die etwas unaufrichtige Art, wie ich mich als Portrait-Maler von Profession in das Haus geschmuggelt, nachdem ich eines Tages auf dem Ringe stehend und scheinbar in den Anblick einer Blume am Fenster der Apotheke vertieft, Ihre augenblickliche Noth um einen solchen in Erfahrung gebracht?

In meinem einsamen Thurme hatte — Erna's Erscheinung am Fenster, ihr bleicher Ernst, ihr nächtliches Spiel, mit Allgewalt mich ergriffen; ich sehnte mich nach einem Anknüpfungspunkt, der mich in ihre unmittelbare Nähe bringen könne — ich hatte den

Reisegefährten erkannt und die Gefährtin, wenn sie die kranke Tochter leitete — das Bild zu malen erschien mir als das höchste, herrlichste Ziel — ich war mir meiner lauteren Absichten bewußt."

„Sagen Sie nichts mehr," fiel Theresa ihm in das Wort, „wir sind Ihnen zu innigstem Danke verpflichtet; meine guten Voraussetzungen, welche unserer ersten Begegnung schon entsproßten, sind alle übertroffen worden."

„Wie glücklich macht mich dieses Vertrauen," sprach er gerührt. „Alle Ansprüche die ich noch — machen muß, gehen mir in dieser Ueberzeugung leichter von der Lippe."

Er führte die Mutter in ein anderes Zimmer, während Hippolyt bei Erna noch zurückblieb, und sagte ihr, daß die Lage der Umstände ihm das Recht gäbe, auf sofortige Verbindung mit Erna zu dringen. „Es ist von mir nicht zu verlangen, daß ich den für sie schwersten Theil des Tages, die schlaflose Nacht, fern von ihr bleiben soll. Lassen Sie uns vor der Welt den kirchlichen Trauact vollziehen — ich will das Recht dadurch erringen sie Nachts bewachen und pflegen zu dürfen. Ihre Ruhe, ihre Gesundheit sind der einzige Gesichtspunkt dabei. Sie sagt, sie sei in meiner Nähe ruhig, fühle ihre Pein weniger."

„So sprechen Sie mit ihr und mit meinem Manne," erwiederte Theresa, deren Hoffnung gebrochen war, „was Erna will, das soll geschehen. Hier müssen alle Bedenklichkeiten schweigen."

„Dank, theure Mutter! Ihr großes Herz weiß harte Prüfung bewunderungswerth zu tragen!“

Mit heißem Weinen umschlangen sich Mutter und Sohn — der Schmerz der einen war der des andern, im Verstehen überfluthete er einmal wenigstens mächtig die ihm streng gezogenen Borde.

Marino kehrte männlich gefaßt allein zu Erna zurück, die Hippolyt eben verließ. In seinem Auge las sie, daß seine Gedanken bewegt, daß er etwas zu sagen habe.

„Sag es heraus, mein Liebster,“ sagte sie innig, „Du darfst mir keinen Wunsch verhehlen.“

„Ich weiß es,“ sagte er ihre Hand ergreifend, „Du bist die Liebe und die Güte, Du liest in meiner Seele und weißt, was ich nicht ertragen kann.“

„Nenne es mir, damit ich es erfülle, wenn es in meine Macht gegeben. Ich bin aber sehr arm jetzt, zu geben Dir, dem Reichen.“

„Nun, Du „armes“ Kind, so vollende mein Glück dadurch, daß Du mir den höchsten Schatz, den die Erde für mich trägt, Dich selbst, unverweilt ganz anvertraust. Verlange nicht, daß ich jetzt in Deiner Krankheit einen großen Theil der Zeit Deine Pflege Anderen überlassen soll, nimm mich zu Deinem Pfleger an, bei Tag und bei Nacht — möge der Geistliche ohne Zögern unserm Bunde die Weihe geben, welche mir das Recht giebt, Dich nicht mehr zu verlassen.

Ich muß bei Dir sein, Erna, wenn ich Ruhe

finden soll, ich muß jeden Augenblick wissen, wie es Dir geht, daß Dich nichts bedroht."

Sie schaute ihm lange innig in's Auge, sie zog seinen Kopf an ihre Brust und sagte voll Zärtlichkeit: „Wie wollt' ich Dich hegen und pflegen, Marino, wenn Du krank wärst und hülfsbedürftig, wie ich jetzt, und ich wäre gesund wie Du. Ja, ich darf nicht nein sagen, Marino, denn ich verstehe Dich — so pflege denn Deine arme Blume nach Herzenslust Deine Liebe wird ihr Sonnenglanz, Lebensluft und Himmelsthau sein — der zauberhaft süße Schwanensang der schönen Erde."

„Erna, Erna, sei nicht grausam im Augenblick, da Du so verschwenderisch mich beglückst."

„Du weißt es, Marino," sprach sie sanft, „warum erschrickst Du vor dem Wort? Muß ich schweigen, wenn das Herz so voll ist, und kannst Du nicht stark sein, armer Mann?"

„Ich will es sein," sagte er gepreßt, „und ich lasse die Hoffnung nicht, daß meine Liebe den Fuß, der zum Entschweben schon sich hob, zurückbannt auf die „schöne Erde," die Stätte, da die Wunderblüthe der „Menschenliebe" sproßt!

Sprich, süßes Kind, raube mir keinen Gedanken, kein Gefühl mehr, das in Deinem Herzen sich regt, es ist alles mein! mein theures, köstliches Gut."

„Dein, was ich denke und fühle und bin," betete sie leise nach und lächelte still vor sich hin. —

Da Theresa nun wieder hereinkam, nahm Marino für kurze Zeit Abschied, um Hippolyt aufzusuchen

und mit ihm die Trauungsangelegenheit zu ordnen, die in diesem traurigen Falle keinen Schwierigkeiten unterlag.

Noch am Nachmittage desselben Tages wurde sie vollzogen.

Es lag ein herzerschütternder Zauber auf der ätherisch verklärten Gestalt mit Myrthenkrone und Schleier, im langwallend weißen Gewande, auf den Geliebten sich stützend als das „Ja" gewechselt wurde, und dann das Zusammenbrechen unter dem Eindruck mächtiger Empfindung — das „Ja," welches nicht zu freudig vereintem Leben sie führen, sondern ach, so bald von Trennung gefolgt sein sollte — ihr Herz ertrug es nicht, ohnmächtig hielt er sie in seinen Armen und trug er sie auf das Lager in ihrem Zimmer, vor dessen Fenster er nun nicht mehr heimlich zu lauschen brauchte um ihre Gefühle zu errathen und sich in Sehnsucht nach ihr zu verzehren.

O, wie ergriff das bleiche, bräutlich geschmückte Mädchen-Bild seine Seele! Er sah sie ahnungsschwer in naher Zeit so vor sich liegen, wie heut, und sein Wort, sein Kuß, sein Verzweiflungsruf würden sie nicht mehr erwecken.

Mit leisem Flehen beugte er sich über sie, ihre Stirn mit stärkenden Essenzen netzend und angstvoll lauschend auf das zurückkehrende Leben.

„Schlage die süßen Augen auf, mein herziges Lieb," flüsterte er, „und erwache aus dem Erschöpfungsschlafe zum selig vereinten Dasein mit mir,

Deinem Marino, der bei Dir ist — Du sollst sanft gebettet ruhen an seiner Brust — er ist stark, wie Du es willst, und trägt Dich freudig durch alle Bedrohniß, durch alles Dunkel des Kummers, zum frohen Licht des Tages. Erwache, süßes Mädchen, und sei Dirs recht bewußt, nichts darfst Du mehr fürchten, Du bist bei mir, ich stehe zwischen Dir und aller Noth des Lebens — an Deinem Throne wacht die Liebe, was fürchtest Du noch?"

„Nichts," hauchte sie kaum vernehmlich mit wiederkehrendem Bewußtsein, „nichts, als daß dies Glück — zu groß — für diese — Welt — um zu — bestehn." —

Auch Theresa hatte die traurige Ceremonie, der Blick auf ihr theueres vergehendes Kind so mächtig erschüttert, daß sie, die allezeit helfende, sich hingebende, einmal selbst des Beistandes bedurfte. Fassungslos rang sie in heftigem Weinkrampf und Hippolyt und das bedienende Mädchen waren besorgt um sie beschäftigt.

Silvia stand in dem verlassenen Saale, wo noch der zierlich hergerichtete, mit Blumen bekränzte Altar an den unter so traurigen Umständen improvisirten Trauungsact erinnerte, und schien von den düstersten Gedanken befangen. Ihr Herz ließ sie nicht Theil nehmen an der tiefen Wehmuth des geschlossenen Bundes und an der schmerzlichen Erschütterung des Mutterherzens.

Fühlte sie, daß *sie* die Klippe war, an welcher

das Lebensglück dieser einfach schönen Menschen zerschellte, oder läugnete sie es, unwahr, wie ihre Natur es durch und durch war, vor sich selbst? Hielt das Bewußtsein der Schuld sie fern von der in tiefer Betrübniß ringenden Frau, welche sie Mutter nannte, von der vergehenden Schwester?

Aus diesen Zügen sprach eine so weiche Empfindung, wie Reue nicht.

Reue kann das Herz brechen, die Seele ruhe- und freudlos durch das Leben jagen und es mit Bitterniß tränken, daß es zur Qual wird — und dennoch ist sie einer Weichheit des Herzens entsprossen, spricht sie von Selbsterkenntniß und Einsicht, welche Silvia nicht gewonnen hatte, nicht gewinnen wollte.

Harte, selbstische Naturen sind ihrer unfähig, weichen der Wahrheit aus, wo sie noch so unwiderstehlich beredt auf sie eindringt, und kennen keine Verpflichtung der Welt gegenüber an, die nur da ist, damit jeder sie für seine persönlichen Zwecke ausbeute.

Ihnen fehlt die richtige Würdigung edlerer Naturen, sie mißtrauen aller Welt und schneiden eine tief verletzende Bahn, wo ihr Weg sie führt, zartes Blüthenleben, sorgfältige Anlagen schonungslos überrennend und zerstörend.

Was waren es für Gedanken die ihre Stirn so düster umwölkten? Welche Geister drangen von dem Altar, dem Bilde des Gekreuzigten, den flackernden Kerzen auf sie ein?

Härter und herber wurde der Zug um ihre festgeschlossenen Lippen und hastig verließ sie plötzlich das Gemach und begab sich in das heut neu für sie hergerichtete Schlafgemach auf der entgegengesetzten Seite des Hauses.

Marino wollte ganz in der Nähe Erna's sein und deshalb hatte man Silvia's dicht neben Erna's Zimmer liegendes Schlafgemach für ihn eingerichtet.

„Ich bin jetzt zur Null des Hauses herabgesunken,“ sagte sich Silvia grollend, als sie das übrigens mit aller Sorgfalt ausgestattete Zimmer betrat, „dieses kranke Wesen überwuchert Alles. Nun, ich aber bin nicht da, um übersehen und bei Seite geschoben zu werden. Ich will mein Theil mir selbst erobern.“

Hippolyt trat rasch bei ihr ein. „Geh zur Mutter,“ sagte er etwas barsch, „und habe — oder zeige wenigstens ein Herz für ihren Kummer. Sie muß jetzt ruhen, ich bin von Geschäften in Anspruch genommen und es ziemt Dir nicht, in solchen Momenten, die so tief in das allgemeine Familienleben eingreifen, Dich abzuschließen, als stündest Du ihm fremd gegenüber.“

„Sehr gern will ich gehen, lieber Vater,“ erwiedert Silvia, mit einer diesen überraschenden Fügsamkeit, „und ich bitte Dich, Bescheidenheit nicht für — Herzlosigkeit anzusehn. Ich habe nicht die Ueberzeugung, stets willkommen zu sein — und daraus entsteht — ist entstanden — Zurückhaltung, Mangel an Zuversicht.“

„Ei, was,“ sagte er befremdet, „Mangel an Zu-

versicht — das wäre eine neue Lesart des alten Liedes. Nun, sei es was es sei — suche Mama zu beruhigen und zu erheitern und vor Allem sorge, daß sie ruht — der Tag hat sie furchtbar angegriffen. Komm!"

„Hier, Silvia bittet bei Dir bleiben zu dürfen," sagte er, indem sie beide bei Theresa eintraten, die mit rothgeweinten Augen und allen Anzeichen einer großen Erschöpfung auf dem Sopha ruhte, wohin Hippolyt's Drängen sie genöthigt.

Ach, wo war Ruhe für sie? In der Ermüdung des Körpers eher noch, als in beschaulicher Ruhe, wo der Geist und das Herz doppelt arbeiteten an dem Klageliede ihres Lebens, das heut noch mächtiger als sonst ihre Seele durchhallte.

Strophe auf Strophe fügte sich an, all' ihr Schicksal, alles Wollen, alles Können trat scharf und klar zu erschütterndem Bilde geeint vor ihre Seele hin, und sie wog ab, mit unbarmherziger Strenge gegen sich selbst.

Hippolyt's verdüsterter Lebenshimmel hatte sich erhellt, er hatte tausendmal ausgesprochen, daß er glücklich sei.

Das war nicht allein i h r Triumph, Erna war ihre Verbündete gewesen und mit ihrer Hülfe allein war es möglich geworden, alles Schwere und Kränkende ihm fern zu halten und es schweigend zu ertragen, für ihn.

Was hatte das Kind geleistet! Was getragen,

ach über seine Kräfte! — War das Errungene größer als das Opfer?

O, diese Frage, die nicht zu lösen war, zerriß ihr Herz und hatte ihr einmal ganz die Fassung geraubt.

Daß Silvia jetzt eintrat um bei ihr zu bleiben, erhöhte in diesem Augenblick noch die Pein. Doch — es war eine freundliche Bemühung um sie — sie wollte sie gewiß auch freundlich annehmen.

„Komm her, mein Kind," sagte sie, nachdem Hippolyt sich verabschiedet hatte, noch mit Thränen in den Augen und gieb mir die Hand. Du sahst mich so gebrochen noch niemals; doch wirst Du verstehn, daß diese Trauung mein Herz so tief ergreift. — Setze Dich zu mir, vielleicht erleichtert es mich, wenn ich mich ausspreche —

Wie anders dachte ich mir's, wenn ich jemals eine meiner Töchter einem Manne vertrauen würde! Liebe, Glück, gute solide geachtete Verhältnisse, langes fröhliches Liebesschaffen vorher. Wie hätt' ich so freudig alles auf's Beste und Schönste Euch gerüstet, wie der reichen Verhältnisse mich gefreut, die uns in den Stand setzen, unter allen Umständen Euerem Herzen den Vorrang einzuräumen."

„Du bist sehr gütig hier im Plural zu sprechen," sagte Silvia scharf. „Du läßt nur außer Acht dabei, daß ich nichts habe und Papa mir nur eine sehr klägliche Aussteuer zuwenden können würde."

„Wie, Silvia, gab ich Dir wirklich Veranlassung so von mir zu denken? Bin ich Dir nicht stets die

Mutter gewesen, die keinen Unterschied zwischen ihren Kindern gemacht?

Du weißt, daß ich selbst Vermögen besitze, welches ich anwenden kann wie ich will. Deine Aussteuer würde einer Aussteuer Erna's nichts nachgegeben haben. Erna freilich besitzt eigene große Einkünfte, die sie vor Dir voraus hat — o Gott, mein Kind, mein armes Kind, trotz Deines Reichthums," brach sie in neues heftiges Weinen aus, „o, was hat Dich geknickt in Deines Lebens schönster Maienzeit, welches schädliche Gewürm die Wurzel Deines theueren Lebens zernagt? Das bleibt ein schweres Räthsel. — Wenn ich der Verwandlung gedenke, die sich mit ihr zugetragen hatte, während unserer unseligen langen Trennung.—"

„Du regst Dich auf durch diese Erinnerungen und Grübeleien über diese traurigen Zustände," sagte Silvia, „ich versprach dem Vater zu sorgen, daß Du Dich beruhigest. Wie soll ich das machen? Bitte, sprich nicht weiter von diesen Dingen. Vielleicht könntest Du etwas schlafen, wenn Du es versuchen wolltest."

Theresa seufzte tief. „Ich will es versuchen," sagte sie und erhob sich, „nur muß ich erst wissen wie es Erna geht. Ich kehre gleich zurück."

Sie glitt leise durch die Zimmer und horchte an der nur angelehnten Thür zu Erna's Gemach.

Leise sanfte Worte von der weichen tiefen Stimme Marino's berührten wohltönend ihr Ohr und jetzt

sprach auch Erna — sie hielt sich nicht und öffnete ein wenig die Thür —

„Mutter, Mutter," rief Erna mit altgewohnter Zärtlichkeit und breitete ihr die Arme entgegen. In langer tief inniger Umarmung hielten sie sich umschlungen, dann sagte Theresa: „Du bist in guter Hut, mein Kind, jetzt geh' ich etwas ruhn, Papa will es so."

Marino zog ihre Hand an seine Lippen und sie ging und legte sich nieder, wie sie es versprochen.

Silvia saß im Fenster — sie sprachen jetzt nicht mehr.

In einer kleinen Stadt trägt sich nichts zu, ohne daß es sich blitzartig über alle Kreise verbreitet.

Es kamen Blumenspenden aus jeder befreundeten und bekannten Hand und das stille ernste Krankenhaus ward zum duftenden Garten und es gab nicht Vasen und Schalen genug im Hause sie frisch zu erhalten, es kamen die Biergläser und die Pokale an die Reihe und die Krystallnäpfe, welche sonst Speise für den Gaumen und nicht nur für das Auge zu bergen pflegten.

Als die Sonne sich senkte und im Scheiden rosig glühende Lichter über die Erde goß, erhob sich Erna und sagte zu Marino, der ihr Lager nicht verlassen hatte: „Nun laß uns einen Dankesgang thun durch die duftigen Blumenspenden, die drin alle Fenster und Tische schmücken sollen.

Gestützt von ihm, wanderte sie von Strauß zu

Strauß, von Schale zu Schale und hatte seit langer Zeit einmal wieder die reine ungetrübte Freude an den holden Freunden ihrer Kindheit, die ihr heut die Grüße viel wohlmeinender Herzen brachten. Sie ordnete und gruppirte mit Marino's Hülfe und dabei hing sein Auge mit wehmuthsvollem Entzücken an ihrer zarten Gestalt, an der weichen Grazie ihrer Bewegungen an dem liebvollen Walten, welches sie jedem Blümchen zu Gute kommen ließ.

Sie saßen dann Hand in Hand unter den bunten Schätzen und die Sichel des Mondes und der Abendstern leuchteten mild und freundlich durch's Fenster herein; da öffnete Erna seit lange wieder das Piano und spielte wehmuthsvoll wonnige Weisen, die Marino erschauern ließen in Wonne und Weh. Ihr ganzes Herz that sich auf und der Reichthum ihrer Empfindung, getragen von dem Schmelz der Melodien, die Ihren Fingern entperlten, drang mit füß beredter Sprache an das seine.

Wie sie im dämmernden Licht des Mondes da saß unter Blumen, umwallt von dem bräutlichen Schleier, geschmückt mit der grünen Krone, Melodien spendend: da erschien sie ihm wie ein Traum und seine Seele betete inbrünstig: „Nur so lange entschwebe mir nicht, so lange weile bei mir, bis ich Dir den vollen Frieden gegeben, bis ich Dich gerächt habe, an dem grausamen Geschick."

Viertes Kapitel.

Die Verbindung Erna's mit Marino war für die ganze Werder'sche Familie ein Gewinn.

Theresa und Hippolyt sahen in Erna's beängstigenden Schicksalen eine Wendung eingetreten, welche, so wenig Aussicht auf Bestand sie auch bieten konnte, ihr doch das Dasein mit dem höchsten Reiz, der Liebeswonne, schmückte und ihre bange Stimmung in süße Hingabe an das Glück gewandelt hatte. Diese süße Hingabe triumphirte über das verschwiegene Weh, das nicht gebannt war, nur ist ja die Liebe eine siegende Allgewalt, der keine andere Empfindung der Menschenbrust gleichkommt.

Marino pflegte Erna wie eine Mutter ihr Kind und sie nannte ihn ihren „barmherzigen Bruder" und sagte: „wenn ein Krieg ausbricht, beneide ich alle Verwundeten und Kranken, welche Du pflegst; denn daß Du gehst, weiß ich gewiß."

Ja, das konnte sie gewiß wissen. Wenn sie nicht mehr bei ihm weilte, dann war das Vaterland ja nur noch allein für ihn in der Welt — selbst seine Kunst schien ihm dann keine Macht mehr über ihn üben zu können.

Theresa war von der tiefsten Dankbarkeit gegen Marino erfüllt, welcher die gezählten Tage ihres Kindes so lieblich verschönte, und ließ ihm so viel wie möglich das traurige Glück, die kranke Geliebte allein zu pflegen.

Das kam Hippolyt zu Gute, welcher Theresa nun wieder mehr für sich hatte. Da er auch ohnehin eine aufrichtige Zuneigung zu Marino besaß, so bot dessen Nähe in allen Momenten der Vereinigung, bei den Mahlzeiten und in guten Stunden der Kranken, ihm eine willkommene Anregung.

Marino war einer jener Männer, welche vermittelst ihrer gemüthvollen Eigenschaften und ihres feinen Verständnisses für weibliches Wesen so recht ausdrücklich für das Familienleben geschaffen scheinen, welchem sie Wärme und Tiefe, Halt und Charakter zugleich zu gewähren befähigt sind.

Mit Theresa und Hippolyt fand er sich bald in einem persönlich warmen Verhältniß, alle Leute im Hause hatte er rasch zu seinen Freunden gemacht, nur mit Silvia konnte er nicht in's Klare kommen, und darum blieben ihre Beziehungen rein äußerlicher Art.

So verändert auch das Benehmen Silvia's seit

dem Morgen nach seiner Verlobung mit Erna war, so annähernd sie sich verhielt, so viel milder und theilnehmender sie sich geben mochte, ihr Wesen hatte noch Härten und Unklarheiten genug aufzuweisen, welche einem unbedingten Vertrauen einen Damm entgegensetzten.

Das Mißtrauen Marino's schlief nicht ein, der Plan, sie zu ergründen und zu beeinflussen, stand noch unerschüttert fest in ihm.

Das Malen, die Brücke dazu, begann.

„So haben Sie Zeit in ihren — Flitterwochen an solche profane Dinge zu denken?" sagte Silvia, als er am Morgen nach der Trauung, wie verabredet war, an das Malen erinnerte und sich bereit dazu erklärte.

Da war eine dieser „Härten", die so verletzend wirkten. Wie konnte sie von „Flitterwochen" leicht hin reden! Das hätte hier kein ächt weibliches Wesen vermocht.

Er antwortete nicht darauf und begann seine Arbeit an der Staffelei, während Erna in ihrem Zimmer zu ruhen suchte. Auf Silvia, die er malen sollte, schien er gar nicht zu achten. Sie stand abgewendet hinter seinem Rücken am Fenster und blickte hinaus.

Nach einiger Zeit wendete sie sich ihm zu und sagte: „Sie scheinen meiner Person zu meinem Portrait gar nicht zu bedürfen. Darf ich vielleicht ausgehen, während Sie mich malen?"

„Zu Zeiten vielleicht," entgegnete er, „doch jetzt

noch nicht. Ich muß Sie wenigstens denken hören während der Arbeit. Heut wäre dies, bei den ersten Umrissen noch entbehrlich, allein ich arbeite vor, d. h. ich suche mir ein klares Bild Ihres Geistes, Ihrer Seele im Geiste zu entwerfen. Was Sie also auch sagen oder thun mögen, es arbeitet mit an Ihrem Bilde."

„So geistig nehmen Sie Ihre Kunst?" sagte sie stutzend.

„Ich wäre sonst ein seelenloser Kopist," entgegnete er, „und so schön die Gestalt sein mag, sie ist das [redacted], was gleichsam dem Pinsel, der einigermaßen geübt ist, wie von selbst entquillt; die Seele aber ist's, welche ich zu malen suche. Nicht einen bestimmten Ausdruck, nicht eine bestimmte Situation; das Grundwesen, der eigentliche Charakter, die geheimste Regung darf mir nicht entschlüpfen."

„So ist das Sitzen einer fortgesetzten Beichte gleich," sagte Silvia gezwungen lächelnd. „Wissen Sie, daß solch ein Malen eine große Unbescheidenheit ist? Man will das Bild — ich spreche im Allgemeinen — allein nicht jedem Maler seine „geheimsten Regungen" enthüllen."

„Es ist ungefährlicher als Sie meinen," nahm er wieder das Wort. „Er liest die „Fähigkeiten" der Seele aus ihrem Thun und Lassen, aus Wort, Sprache, Bewegung ab wie aus einem aufgeschlagenen Buche; ob sie schon geübt, wie weit sie in Anwendung kamen, ob der schlimme Keim schon zur wuchernden

Pflanze wurde, die um sich her erdrückte, Luft und Licht nahm Allem, was in ihrer Nähe blühen und gedeihen wollte; ob das Edle bereits zur Bethätigung kam und wie? in welcher Weise? Das bleibt Geheimniß der eigenen Brust. Es müßten tiefere Beziehungen vorhanden sein, welche den Schlüssel auch dazu reichten."

Silvia's Blut kochte. Weiß er? Weiß er nicht? Er darf nicht wissen.

„Nun, das weiß ich," sagte sie laut, „hätte ich etwas zu verbergen, ich ließe mich nicht von Ihnen malen, nachdem Sie mir Ihre Sonde, Ihr Senkblei gezeigt. So malen Sie nur zu. Vielleicht gelingt es Ihrer tiefsinnigen Unterhaltung und Ihren Belehrungen dabei sogar etwas in mich hinein zu malen, wo noch nichts ist. Ich denke manchmal, mir ist noch eine ungeheure Entwicklung vorbehalten, wenn ich bedenke, wie wenig mich — bis jetzt das Leben zufrieden gestellt hat."

„Das Leben?" faßte er fragend auf.

„Das Leben, ja. Oder bin ich vielleicht nicht berechtigt etwas von ihm zu erwarten? Hat es mir keinen Tribut zu zahlen?"

„Tribut zahlen, das Leben, dem Sterblichen — Sie stellen die Sache auf den Kopf und gefallen sich in Paradoxen."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie nachdenklich.

„Es beliebt Ihnen die Diskussion in diese Richtung zu leiten und ich stehe also nicht an, Allbekanntes in

Worte zu fassen. Es ist Ihnen nicht neu, daß wir in erster Reihe von uns selbst zu fordern haben und daß die Befriedigung durch das Leben in ganz genauem Verhältniß damit steht.

Je mehr wir Ursache haben mit uns selbst zufrieden zu sein, je mehr wird uns das Leben von seinem wahren Gehalt enthüllen, seinem ächten Gold spenden."

„Der Selbstgefälligste also hat die meisten Ansprüche an dieses „ächte Gold"?"

„O — bleiben wir ernst. Ich besitze die Fähigkeit nicht, mit ernsten Fragen zu spielen, wie ein Kind — wenn Sie vielleicht mein Bild malen wollen und diesen Zug dazu verwendbar finden," schloß er lächelnd, um dem Gesagten die Herbigkeit etwas zu benehmen.

Silvia schwieg. Nach einiger Zeit sagte sie: „Es ist nicht leicht, Scherz und Ernst immer gleich zu sondern und zu unterscheiden."

„Doch," wandte Marino ein. „Für den einfach natürlichen Menschen nicht schwerer zu unterscheiden, als Wahrheit von Lüge."

„So lügt Ihnen nichts in der Welt?" fragte sie höhnend.

„Wenig nur," entgegnete er ruhig, „und niemals lange. Es versteht sich von selbst, daß diesem Ausspruch eine Gränze gezogen ist; die nämlich, welche der Verstand und Wille des Menschen ein für alle Mal nicht zu überschreiten vermag. So verschieden

auch die Begabungen zu sein pflegen — eine feste Gränze ist uns gezogen, wo alle Combination, alles Urtheil schmerzlich ruhen muß. —

Unter diesen „verschiedenen Begabungen“ ward mir die des „Blickes“, der „Anschauung“. Wie keine feinste Farbennüance, keine fast ununterscheidbare Formenabweichung meinem äußeren Auge entgeht, so meinem inneren jede geringste Abweichung von der graden Straße der Wahrheit.

Ich sehe die Menschen ihr schlaues Zickzack wandern, schaue durch ihre Verhüllungen, entdecke sie in ihren Winkeln und Höhlen — nicht weil ich ihr Fachgenosse bin oder jemals war, — sondern weil ich die Wahrheit einzig liebe und jede Versündigung an ihr als mir gethanes Weh empfinde.“

„Und wie gefällt es Ihnen da in der Welt?“

Er blickte sie verwundert an. „Gut, was das anbelangt. Ich habe — nach dieser Richtung hin mehr erfreuliche Erfahrungen gemacht, als schmerzliche.“

„Das läßt Ihre „Begabung“ anzweifeln.“

„Wo haben Sie diese trübe Lebensanschauung eingesogen? Hier im Hause? Neben einer Erna? Neben dieser Mutter? Neben Ihrem Vater?“

„Ach, wirklich, malen heißt Ihnen beichten,“ entschlüpfte ihm Silvia. „Aber man hat es leicht bei Ihnen, vermittelst Ihres „Blickes“, der in's Verborgene sieht. Lesen Sie fein selbst in dem „aufgeschlagenen Buche.“

Sie nahm ihre Knäule und Fäden und Garnschiffchen zur Hand und wob, sich in Schweigen hüllend, langsam fort an dem musterreichen Gewebe, welches sie schon lange beschäftigte.

„Es ist schwerer auf seiner Hut vor ihm sein, als ich annahm," dachte sie. „Ich muß einsilbiger mit ihm verkehren, ihm den unbequemen Hang, zu ergründen, durchkreuzen wo und wie ich kann." Es war eine schwere Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, aber sie mußte gelöst werden, um jeden Preis.

Marino malte jetzt auch schweigend und verglich, sie betrachtend, von Zeit zu Zeit den Entwurf mit dem Original.

Wie sie litt, unter seinen Blicken, die so unbarmherzig nach Wahrheit forschten, wie sie die Staffelei hätte umstürzen und ihn zornig hinausweisen mögen und wie sie doch still hielt, als sei nicht jeder Blick eine Strafe und jedes seiner Worte dem Stich eines Schlangenbisses gleich.

Endlich schloß er die Sitzung und nahm das begonnene Bild mit sich zu Erna hinüber, wo er es gegen die Wand lehnte und Erna in seinem Skizzenbuch aus der Zeit seiner italienischen Reise blätternd fand, das er ihr gebracht.

„Du mußt mich einmal in Deine Kunsthöhle, den Thurm, einführen," sagte sie, als er kam. „Da drüben verspreche ich mir alle Schätze der Welt. Wie oft hab' ich mich schon hineingesehnt!"

„Sobald Du wohl genug, mein Herz. Das

Schauen greift an. Wir müssen uns Zeit nehmen dazu."

„Das thun wir. Ach, Marino! Wir nehmen einen ganzen Tag dazu. Mama schickt uns das Essen" —

„Ist nicht nöthig," erwiderte er. „Mein Haushalt sorgt ausreichend für uns."

„Einen Divan zum Ruhen wirst Du haben."

Er nickte.

„O, Marino, wann? wann? Ich kann es nicht erwarten. Einen Tag lang möchte ich unter Deinen Schätzen Deine kleine Hausfrau sein, Dich umwalten — ach, Marino!"

„Sei ruhig, mein Lieb, und rege Dich nicht auf, Du ängstigest mich damit," bat er. „Die Aufregungen der letzten Tage müssen sich erst legen, bevor wir neue heraufbeschwören dürfen. Sobald als möglich soll es geschehen, denke nur ruhig daran, damit Du stark wirst. Willst Du mir die Bestimmung überlassen, wann es an der Zeit ist?"

Sie nickte mit glücklichem Lächeln und hielt fort und fort seine Hand, als könne etwas trennend zwischen sie treten, als bedürfe sie dieses äußeren Zeichens, um zu glauben, daß sie ihn habe. —

Die Aerzte, welche leider das Uebel nicht heben konnten, hatten aber richtig vorausgesagt, daß Glück und Freude Erleichterung und ein Hinhalten bewirken würden, welches beides unter ungünstiger Einwirkung und gedrückter Gemüthsstimmung nicht stattfinden könne.

Es war anscheinend eine Besserung eingetreten. Die Nähe des Geliebten gab ihr Ruhe, bannte die sonst unausgesetzt an ihr zehrenden Gedanken, die Qual eines mißhandelten Herzens, das sich fügen mußte in das, was ihm zu ertragen unmöglich schien.

Marino's Blick, seine Stimme, seine Gedanken ließen ihr nicht Zeit ihrem Kummer nachzuhängen; mußte sie ihn nicht sehen, nicht hören, nicht fröhlich sein für ihn? Zuweilen war sie in seliger Selbstvergessenheit kurze Augenblicke lang die alte Erna, kamen die lieblich neckischen Gedanken zu Tage, welche ihr von ihrem Stiefvater den kosenden Namen „kleiner Kobold" eingetragen hatten, und bezauberten durch ihren seelenvollen Liebreiz und ihre Kindlichkeit Marino in neuer ungeahnter Weise, um zugleich seinen Schmerz noch zu erhöhen.

Er hätte sie dann auf seine Arme nehmen und forttragen mögen, retten aus allen Verhältnissen die sie so rauh berührt, retten für sich allein, hin, wo nichts mehr sie quälen konnte, nichts stören in der sanften Fröhlichkeit des Herzens, die ach, oft so entsetzlich schnell ein jähes Ende nahm und in das alte Weh sich wandelte.

In das alte nicht; denn sie lehnte sich dann an Marino's Brust und da entschliefen die quälenden Empfindungen allgemach und unter dem Flüstern des Geliebten schlief sie ein und genoß so oft eines kurzen erquickenden Schlafes.

Da sich's gezeigt hatte, daß sie ruhigeren Schlaf

fand in der halbsitzenden Stellung in seinem stützenden Arm, so war Marino Nachts nicht von dem Stuhl am Lager Erna's zu trennen. Wenige Stunden Schlaf gegen Morgen genügten ihm, seine eigene Erholung zu finden.

Und dann Tags, wenn Erna auf sein wollte, bat sie ihn um das Glück, ihn ruhen und schlummern sehn zu dürfen und bei ihm zu sitzen, wie er Nachts bei ihr.

Hatte er so, in sich dann geltend machender Müdigkeit wirklich einen kurzen Schlaf gethan, so hatte sie ihm viel zu erzählen, was sein schlafendes Gesicht ihr alles gesagt, wie kindgut, wie männlich fest er ausgesehen, ob heiter ob trüb — und was er dadurch in ihrer Seele für Empfindungen, was ihr für Gedanken erweckt.

Es war eine überreiche Welt in dieser Mädchenseele. Marino lauschte entzückt und erschöpfte den Augenblick in ihrem Anschauen so sehr als möglich. Wer sagte ihm, wie lange sie noch sein eigen war. —

So gingen die Tage besser hin, als seit langer Zeit. Erna, die in ihrer liebewarmen Weise keine Rücksichten außer Acht ließ, schloß sich in ihren besten Stunden von dem Familienkreise nicht aus, um dem neuen Leben mit Marino ungetheilt sich hinzugeben.

Sie sah die Freude der Mutter, wenn die Liebe Marino's das Lächeln des Glücks auf ihre Stirn zauberte, wenn die alte sanfte Scherzweise einen Au-

genblick aufleuchtete; und so weh ihr dann auch zu Bewußtsein kam, daß sie durch ihr trauriges Geschick das arme Mutterherz so tief betrüben mußte, so fühlte sie den heißen Trieb ihr den Augenblick und alles Bevorstehende, Unvermeidliche, so leicht und heiter zu färben, als nur möglich. —

Zuweilen konnten wieder Besuche angenommen werden und Erna schloß sich dann nicht aus, von dem Kreise und fühlte einen süßen Stolz ihren Marino den Bekannten vorzustellen. Blieb sie auch meist nur kurze Zeit in der Gesellschaft Fremder und zog sich dann von Marino geleitet zurück, so hatte doch der Triumph sie erfreut, den Eindruck zu bemerken, welchen Marino, der interessante, edle, schöne Mann, welcher aus Liebe mit der Todtkranken sich verband, um sie zu pflegen, auf alle Fremden machte.

Unter den Besuchern fand sich sehr häufig der Lieutenant Ermland ein, welcher sich zu Silvia's ersichtlichem Wohlgefallen fast ausschließlich ihrer Unterhaltung widmete.

Einmal hatte Erna nach seinem Freunde Palm gefragt.

Er wußte nur zu sagen, daß er während seiner Urlaubsreise plötzlich in ein anderes Regiment versetzt worden sei und wie er von anderer Seite höre, ganz verändert sein solle und im Gegensatz zu seiner früher so munteren Lebensweise jetzt ein ernst zurückgezogenes Dasein führe.

„Der ernste Kern lag ja immer in ihm," sagte

Erna. „Ich habe ihn viel recht ernst gesehen, wenn er so liebenswürdig sich bestrebte, eine arme, trübe gestimmte Kranke zu zerstreuen. Wenn Sie Gelegenheit haben ihm meinen Gruß zu bestellen und meinen Dank zu wiederholen, so werden Sie mich sehr verbinden."

Er versprach den Auftrag „keine unnöthige Stunde" zurückzuhalten und gleich „morgen nach dem Exerziren" an Palm zu schreiben.

„Und, wenn Sie ernst sein können, Herr Lieutenant Ermeland," fügte sie noch lächelnd hinzu, „so erzählen Sie ihm von — von meinem Herrn und Gemahl und sagen Sie ihm, ich wünsche ihn eben so glücklich zu wissen, als uns."

„Kein Wort will ich unterschlagen," versicherte er mit komischem Eifer.

Erna schwieg und dachte, „er wird es nicht richtig bestellen. Er kann aus seinen enggezogenen Ideenkreisen nicht heraus. Das Temperament, die äußeren Formen allein geben ihm ein gewisses Ansehen. Ein warmer Mensch ist er nicht. Wie nur Silvia ein Wohlgefallen an seiner Unterhaltung, seinen Aufmerksamkeiten finden kann."

Sie hatte ein paar Mal einen Silvia beobachtenden Blick Marino's erhascht. Hatte er dieselben Gedanken?

Was sollte das Spiel, welches Silvia mit dem jungen Offizier trieb? Sie blickte fragend zu ihr hin; ein spöttisches Lächeln war die Antwort.

Traurig senkte Erna die Blicke und der Aufschwung zum Frohsinn war nun wieder hin.

Ein andermal, da die Familie ohne Gäste bei einander saß und auch Silvia sich mehr als gewöhnlich an der Unterhaltung betheiligte, hatte diese, nach Hippolyt's Meinung, eine früher mitgetheilte Sache heut in einem ganz anderen Sinne wiedergegeben. „Ich weiß nicht,“ sagte er in seiner etwas rücksichtslos unumwundenen Weise, „ob Du es selbst so glaubst oder aus welchem Grunde Du da der Wahrheit nicht treu bleibst. Vielleicht bist Du nur zerstreut gewesen, aber Wahrheit ist eine schöne Sache und dazu der bequemste Wahlspruch, den man auf seine Fahne schreiben kann. Frage dort unser krankes Vögelchen, an dem jedes Fäserchen durchsichtige Wahrheit ist. Erna hat — Du magst Deine anderen Vorzüge vor ihr haben — aber den hat sie vor Dir voraus, daß sie nicht anders kann, als die Wahrheit selber sein. Von Kindheit an gab es keine Ausrede, keine sogenannte „Nothlüge“ für sie“ —

Ein schmerzlicher Laut ließ ihn seine Rede abbrechen und nach Erna hinblicken.

Sie lag in Marino's Arm geschmiegt und schaute mit dunklen vorwurfsvollen Augen zu Silvia hin, die ein hohnvolles Lachen hören ließ und Erna ansah mit Blicken, welche zu sagen schienen: „Ich weiß es besser.“

Die ganze alte Schwermuth lag wieder in Erna's Haltung und Zügen, kein Lächeln war ihr mehr zu

erwecken und selbst als Marino mit ihr allein war gelang es ihm nicht, sie wieder heiterer zu stimmen.

„Wie Du gut und edel bist,“ sagte sie, seine Hand an ihre Lippen ziehend. „Wie Du mit keiner Frage, keinem Drängen meine Pein erhöhst.“

„O, diese Pein!“ rief er fast wild aus, „ich will nichts von ihr wissen. Vergessen möchte ich sie Dich machen, begraben sie, ohne je ihre Natur kennen gelernt zu haben, könnte ich nur Dich davon befreien.“

„Siehst Du,“ sagte sie von tiefer Melancholie befangen, „die arme Erna lieben ist schwer. Nun aber rettet Dich nichts mehr davor. Dein Herz, mein Hort, mein Heil, mein Segen der Gnade von Oben, ist eins mit mir, meine süße sichere Heimath — mein ganzes Sein ein Dankgebet dafür. —

An Deiner Brust ruhend vermag sich mein Geist emporzuringen aus dem wilden niederen Gerank, das meinen Fuß fesselnd umsponnen hält, reicht Deine großherzige Liebe, Deine Hingabe an die Sterbende, den bitteren Gefühlen über das — was geschah — und besteht — den betäubenden Mohntrank, daß das Glück, die Wonne des köstlichen Daseins triumphirt — daß ich lächelnd vorwärts schauen kann und selbst das Grab mich nicht erschreckt, weil Du mich hineinbettest, und rückwärts, weil das Bewußtsein Deiner Liebe mich vor mir selbst verklärt.“

Er kniete stumm an ihrem Lager, auf welchem sie ruhte, die gefalteten Hände mit dem Ausdruck von

Todesmüdigkeit über den Kopf erhoben, das Auge schmerzlich sinnend an der Decke schweifend. Er kniete stumm und störte nicht den Erguß ihres Herzens, so sehr er das seine zerriß. Nur zog er endlich sanft ihre Hände herab und hielt sie still und fest in der seinen, wie sie es so sehr liebte.

Es kam die Nacht und fand ihn unverändert so sitzend, das kranke, in schmerzhaftem Krampfe gepreßt nur schlagende Herz Erna's gebot die äußerste Ruhe und nur von Zeit zu Zeit sagte ein Blick ihm, welche Wonne ihr seine Nähe war.

So war der Tag, welcher für den Besuch des Thurmes schon in Aussicht genommen war, abermals hinausgeschoben, denn Erna's Befinden hatte sich plötzlich verschlechtert und der glückliche Aufschwung der letzten Wochen, seit Marino ihr gehörte, schien verloren.

Marino litt es jetzt lange nicht, daß Erna sich in den Familienkreis begab. Dort hatte sie ihre Erschütterungen, dort trafen sie die schädlichen Einflüsse, welchen sie enthoben war, sobald sie mit ihm allein sich befand.

„Ich will der Wächter jeder Stunde sein — so allein verlängere ich dieses entschwebende Dasein," sagte er sich. Am liebsten hätte er sie in seinen Thurm entführt, da fände sie den Schutz und die Ruhe, die jede Störung fern hielte, da fände sie alle gewohnte Bequemlichkeit, da wäre sie ganz sein eigen. — Konnte er sie aber von der Mutter trennen wollen? Es

wäre eine unbarmherzige That gewesen, die seinem Gefühl widerstand.

Aber gab es eine Rücksicht in der Welt, die höher stand als Erna's Wohl?

Während Marino Niemand zu Erna ließ, als die Mutter, weil, wie er sagte und der Arzt bestätigte, die strengste Ruhe geboten sei; versammelte Silvia in den entlegenen Gesellschaftsräumen fast allabendlich einen kleinen Kreis jugendlicher Gäste um sich, unter denen der Lieutenant Ermland fast niemals fehlte.

Sie fuhr fort seine Huldigungen mit anscheinendem Interesse entgegenzunehmen und fußte darauf wie auf etwas ganz Selbstverständliches.

Sie benutzte ihn unausgesetzt zu kleinen Handleistungen, gab ihm diesen und jenen Auftrag, wo er ihr am Morgen Bescheid zu bringen hatte, setzte stets voraus, daß er am Abend wiederkomme, und ermuthigte ihn so zu den kühnsten Hoffnungen.

Alle Welt war einig darüber, daß die Verlobung nicht lange mehr ausbleiben werde, wenn sie nicht im Stillen bereits geschlossen sei.

Der Vater bemerkte es eines Theils nicht so genau und anderen Theils war er entschlossen, den Trotzkopf Silvia seine eigenen Erfahrungen machen, sein Schicksal selbst wählen zu lassen.

„Hat sie für den etwas flachen Menschen ein Interesse — nun, sie hat selbst nicht viel Tiefe — vielleicht stimmt dies leidlich genug zusammen. Große Ansprüche für sie zu machen, das wäre nur väter-

licher Verblendung möglich; von der hat sie mich kurirt. Einen leichten Stand hat Niemand bei ihr; sie ist unbequem vom Scheitel bis zur Sohle.

In der Zeit, als Theresa mir durch ihre Krankenpflege ganz entzogen war, hatte ich Gelegenheit, das recht zu erkennen. Sie vermag nicht glatt weg das Geringste ohne Selbstsucht zu thun; sie wird sich keinen Augenblick selber los.

Bei ihren verhüllten Stichelreden, die mir zu einem Ohr herein und zum andern hinausgehen, kann keinem Menschen jemals wohl und behaglich werden.

Armes Kind, daß es nicht liebenswerther geschaffen ist!" —

Theresa verfolgte Alles mit Schmerz. Sie warnte Silvia sich's zu überlegen, ob sie fortfahren wolle, diesen leichtfüßigen jungen Mann so auffallend zu ermuthigen? Aber Silvia schwieg dazu und änderte nichts in ihrem Benehmen.

Sie ist kein Kind mehr und muß also die Früchte ihres Wesens auf sich nehmen, sagte sich Theresa nun und ließ sie, wenn auch mit peinlichen Empfindungen, gewähren.

Nun kam ein neues Glied in den kleinen Zirkel, ein junger und liebenswürdiger Arzt, welcher erst eben am Orte sich niedergelassen, und um schnell bekannt zu werden, überall seinen Besuch gemacht hatte.

Er hatte ein freundlich artiges Wesen und unterhielt sich mit der ältesten Dame eben so artig und eingehend als mit den jungen. Es kam vor, daß er

in einem Gespräch mit einer Matrone eine Stunde lang die Gegenwart aller Jugend um sich her zu vergessen schien.

Von Hippolyt freundlich aufgenommen, von Silvia mit ausgesuchter Artigkeit behandelt, gehörte er bald unter die regelmäßigen Besucher des Hauses.

Zuweilen vernachlässigte Silvia jetzt Ermland, um ihn dann durch verdoppelte Freundlichkeit auf's Neue zu fesseln.

Sie peinigte ihn wo sie konnte. Sie erweckte seine Eifersucht, um ihn, sobald er ihr Ausdruck gab, mit Blicken zu sagen, Du weißt es doch besser.

Ueber diesem Spiel verstrichen abermals Wochen und eines Morgens, als Silvia am Abend vorher ihren, fast um sein, ihm von der Natur verliehenes Maß Verstand gebrachten Anbeter zur höchsten Leidenschaft aufzustacheln gewußt, erschien er in Helm und Schärpe und nach einer Unterredung mit Silvia verließ er wuthschäumend das Haus, um es nie wieder zu betreten.

„Was war das?" fragte Theresa, welche aus Erna's Zimmer herüberkommend diesen stürmischen Abgang gewahrte.

„Der Narr," sagte Silvia spöttisch, „er hat wahrhaftig geglaubt, ich würde ihn heirathen."

„O, wie tadelnswerth hast Du Dich in dieser ganzen Angelegenheit gegen meine Mahnung benommen," sagte Theresa sie verlassend.

„Danke, Frau Stiefmutter," höhnte Silvia vor

sich hin. „Aber Unterhaltung will ich mir schon verschaffen und zwar möglichst viel auf Kosten der Männer. Ich will ihre Geißel sein!“

Sie hatte etwas Mänadenhaftes, als sie diese leisen Worte murmelte, und unbegreiflich schien die schnelle Veränderung ihrer Züge zu kalter Ruhe, als eben Marino eintrat und sie einlud ihm zum Malen zu sitzen.

Sein treues Wachen über der Ruhe der Geliebten hatte allgemach doch wieder einen kleinen Aufschwung der Kräfte erzielt und er dachte heimlich daran, morgen sie in den Thurm zu führen, sprach aber gegen Niemand davon, nicht einmal gegen Erna selbst. Die Nacht sollte entscheiden.

Es mußte einmal gewagt werden, leicht konnte es plötzlich zu spät sein, den Wunsch der Geliebten zu erfüllen.

Er zitterte völlig, daß eine Hinderung dazwischen träte und wollte sich gewissermaßen Silvia's versichern, indem er sich ihr eine Stunde lang gegenübersetzte und sie so unter Augen hielt.

„Mein Bildniß schreitet nicht gerade sehr rasch seiner Vollendung entgegen,“ sagte Silvia, seiner Einladung folgend.

„Sie kennen den Grund,“ sagte Marino düster. „Es kann zu jeder Zeit vollendet werden; da drinnen aber, die verlorene Zeit läßt sich nicht wieder einbringen.“ —

„Ihr seht Alle furchtbar schwarz. Nervöse Leiden tödten nicht. Die werden mit den Jahren besser."

„Ich wollte, Ihr Glaube hätte nur das Geringste für sich," seufzte er, „Erna ist aber so wenig nervös, als eine Hoffnung auf Besserung mit den Jahren vorhanden ist."

„Was ist es sonst?" fragte Silvia über ihre Arbeit gebeugt. „Ihr laßt mich ja nicht zu ihr, — ich habe sie seit vierzehn Tagen nicht gesehn."

„Es ist ein Gemüthsleiden, nach Ausspruch des Arztes und meiner Beobachtung. Es liegt eine Last auf ihrer Seele, ein Geheimniß, das sie selbst mir nicht enthüllt. Ich frage natürlich mit keiner Sylbe, keinem Blick, aber ich suche es Tag und Nacht zu errathen; denn vielleicht wäre sie noch zu retten, vielleicht auch nur ihre Todesstunde noch zu versüßen."

Er brach zusammen und bedeckte seine Augen mit der Hand. „Erna, Erna, was rettet Dich?"

„Es wird so schlimm nicht werden," sagte Silvia, entsetzlich gepeinigt von dieser Unterredung und doch außer Stande sie abzubrechen, „ich kann nicht glauben, daß, angenommen Sie hätten mit der Voraussetzung eines Gemüthsleidens Recht, es einen derartig schnell zerstörenden Einfluß auf den Körper haben könne."

„Wer weiß denn wie lange es schon besteht? Mama sagt, seit ihrer Trennung von Erna datire sich das Uebel; die mit der fröhlichen, gesunden Erna vorgegangene Veränderung. Und ein so tiefes warmes Gemüth wie dieses hat allerdings das Uebergewicht

über den Körper, der schon durch seine Zartheit seine seelische Abhängigkeit kund giebt.

Eine Erna lebt wie die Blume von Licht und Freiheit, und muß vergehen, wenn ihr diese Bedingungen fehlen."

„Das arme Kind war dann aber eigentlich gar nicht für diese Welt geschaffen," bemerkte Silvia mit einer vergeblichen Anstrengung theilnehmend zu erscheinen.

Marino malte jetzt und hielt Silvia unter seinen Blicken gebannt. Es war ihr nicht gelungen ihn über sich zu täuschen, so energisch sie sich darum bemüht. In seinem Herzen lebte ein Widerwille gegen dieses Wesen, welches nicht eine wohlthuende und anmuthende Eigenschaft besaß.

Daß sie von dämonischer Schönheit war, oder vielmehr in gewissen Momenten so erscheinen konnte, sah er als Maler wohl, allein selbst diese Eigenschaft schien ihm eine gemachte, und er begriff nicht, wie sie Reiz für irgend Jemand besitzen konnte.

Jedes Wort, welches sie sprach, schien ihm ein Mißklang, jede Handlung ein Mißgriff.

Wurde eine gerade offene ehrliche Natur einmal aufmerksam gemacht, wie er, durch das erlauschte Gespräch Erna's mit der verkleideten Silvia, hatte sie einmal Verdacht geschöpft und war ihr Mißtrauen erweckt worden, so ist grade eine solche vor allen befähigt, die krummen Wege und Winkelzüge zu erkennen, so wenig sie selbst jemals solche angewendet.

Dieser Scharfsinn verdankt seine Existenz einer Idiosynkrasie.

Ein Mensch, der eine solche vor Katzen z. B. empfindet — und das ist häufig genug — spürt ihre Gegenwart im Zimmer ohne zu wissen, daß eine solche anwesend.

Der Widerwille vor der Heuchelei giebt eine fast nervös zu nennende Empfindlichkeit in dieser Richtung und andererseits das Gefühl für Wahrheit und Recht den feinsten Blick für jede Abweichung von diesem Wege.

So war Marino organisirt und so hatte es nicht fehlen können, daß aller Schlauheit Silvia's es mißlungen war, ihn über die bösen und heuchlerischen Triebe ihres Wesens zu täuschen.

Er wußte, ohne zu zweifeln, daß sie die Ursach von Erna's Kummer war, daß es in ihre Hand gegeben sein müsse die Seele der Schwester zu befreien, und hatte eben den letzten Versuch gemacht ihr Herz zu rühren. Er war eben so vergeblich gewesen wie alle Bemühungen, welche er während der Sitzungen gesprächsweise und anscheinend ohne allen directen Bezug aufgewendet hatte.

Sie hielt ihre Rolle der Unbefangenheit fest und ahnte nicht, daß sie dennoch unschwer zu durchschauen war.

Welche Unnatur z. B. ihr Verhältniß, oder besser gesagt Nichtverhältniß zu jedem Familiengliede. Wie konnte die Schwester sich abwehren lassen die

Schwester zu pflegen; wie ohne jede Aufmerksamkeit auf Vater und Mutter sein, die ihr endlich gänzliche Freiheit ließen, zu leben, wie sie mochte. Das einzige Band, welches sie im Hause zu halten schien, waren die reichen Verhältnisse.

Sie liebte es vornehm zu thun, viel Geld auszugeben und sich bedienen zu lassen wie eine Fürstin.

Wenn sie zuweilen den Drang fühlte, sich Verhältnissen zu entziehen, welche mit der Zeit doch zu einer Entdeckung dessen führen konnten, was sie um jeden Preis verschwiegen wissen wollte, so hatte sie andererseits nicht den Muth alle Brücken hinter sich abzubrechen und sich auf sich selbst zu verweisen. Ganz allein mit sich selbst sein — nein, davor empfand sie ein Grausen. Jetzt hielt sie das Ansehen des väterlichen Hauses, jetzt spielte sie eine nach Außen wenigstens gesicherte Rolle; daran mußte sie sich genügen lassen; das Uebrige wollte sie mit dreister Stirn beherrschen.

Kaum war die Sitzung, in welcher Marino seinen vergeblichen Angriff auf Silvia's Herz gemacht, aufgehoben, als sich vom Corridor aus laute Stimmen vernehmen ließen, unter welchen die Hippolyt's und eine für Marino fremde Frauenstimme zu unterscheiden waren.

„Das ist ein gescheuter Gedanke von Ihnen, theuerste Frau," hörten die Aufhorchenden den Vater sagen, „Sie bringen den Frühling einer holden Er-

heiterung in den traurigen Herbst dieses Krankenhauses.“

„Also so steht's noch immer,“ sagte Tante Gretchen eintretend. „Ich hielt's nicht mehr aus, ich mußte selbst nach dem Kinde sehen. Was sind das für Geschichten? Mein liebliches Maiglöckchen hängt ihr schelmisches Lockenköpfchen so tief, daß nichts mehr es aufrichten kann? Auch Der nicht?“ Sie schritt auf Marino zu und reichte ihm beide Hände mit dem Ausdruck innersten Mitgefühls hin. „Sie sind es, der sie so unwiderstehlich und so edel liebt, was wirklich lieben heißt, ich seh's Ihnen an, es sitzt etwas von Erna's Seele in Ihrem Auge.

Sagt mir, Kinder, daß es besser geht, ich kann's nicht ertragen anders. — Gott erbarme sich, dieses Schweigen — sprecht, ich bitte Euch. Silvia, Du wirst's am ersten können.“

„Sie lassen mich nicht zu Erna,“ entgegnete diese, „Marino usurpirt ihre Pflege für sich allein. Frage ihn.“

Marino erzählte nun, wie nur die äußerste Ruhe das zarte Leben friste und wie deshalb die Pflege nur auf eine Person beschränkt bleiben müsse. „Die beste Mutter,“ fuhr er, Theresen die Hand reichend, fort, „vertraut mir so großmüthig ihren Herzensschatz.“

„Es ist sein Bestes so,“ sagte Theresa traurig ergeben.

„Nein,“ rief die leichtbewegliche Frau, die Marino, während er sprach, mehrmals aufmerksam fixirt hatte, jetzt aus, „wenn Sie nicht einen so ganz entgegengesetzten Ausdruck hätten und helles Haar, statt dem schwarzen Gelock jenes Unholdes, Deines glühenden Verehrers, Silvia, weißt Du noch, des schönen lockeren Zeisigs, Grafen Seebeck, man müßte Sie für Brüder halten, wenn Ehrbarkeit und Windbeutelei jemals Brüder sein könnten.“ —

Silvia that einige rasche Schritte nach der Thür, als wolle sie entfliehen, ihre Kniee zitterten, allein sie faßte sich und blieb und hielt Tante Gretchens unbarmherzig unbefangener Rede ferner Stand.

„Ja, Du magst nicht gern von ihm reden hören, ich verdenke Dir das nicht, die schönen Geschichten von ihm sind Dir wohl auch zu Ohren gekommen. Hätte man das damals gewußt, er hätte mir in mein Haus kommen sollen! Es geschah auch nur ein paar Mal, aber unser Herr Compagnon hatte sich in den verführerisch liebenswürdigen Menschen rein verliebt, der noch dazu den großen Herzensschlüssel „Graf“ vor sich hertrug, dem die dumme Welt meist nicht widerstehen kann. Ist einer Graf, muß er was Rechtes sein; da mag er kommen. Da haben sie's nun. Wem der „Graf“ Alles ist, der mag das Uebrige auch nehmen, was drum und dran hängt. Aber, was geht mich der dumme Graf an, daß er sich in meinen Willkommen drängt; ein ander Mal erzähl' ich Dir weiter von ihm, Silvia, er soll noch zu guter=

letzt ein pikantes Liebesabentheuer gehabt haben, ein schönes angesehenes Mädchen entführt und verlassen — na, sie hat's auch nicht besser gewollt. —

Nun sagt mir, ich bitte Euch, werd' ich mein Herzblättchen zu sehn bekommen? Wird sie mein Besuch nicht aufregen? Kinder! Ich muß sie sehn und wenn's nur im Schlafe ist. Mein Liebling, mein Herzenskind!" Sie weinte in ihr Taschentuch.

Es war ein Glück, daß sie das Thema von dem „Grafenschlingel" endlich verlassen und ihre Gedanken von Silvia abgeleitet hatte, denn diese stand weiß wie eine Kalkwand und starr wie eine Bildsäule, ohne Kraft sich aufzuraffen unter Marino's durchdringenden Blicken da, die wie Dolche in ihrem Inneren wühlten. Sie fühlte sie ohne aufzublicken, sie nahm von der Seite wahr, wie sein Kopf fest nach ihr hin gerichtet war, und jetzt fuhr ein schleichender Seitenblick von Unten auf, Haß und Entsetzen funkelnd über ihn hin und traf auf einen festen vollen Blick unsäglicher Verachtung in diesen grausam an ihr haftenden Augen.

Das machte die Fessel springen, welche sie eben gebannt gehalten, und erregte ihre Wuth.

Sie that zwei hastige Schritte zu ihm hin und knirrschte ihm leise und wuthzitternd durch die Zähne zu: „Was sollen diese Blicke? Wollen Sie wieder malen?"

„Es ist nicht mehr nöthig," sagte er und wendete sich ab. Silvia verließ das Zimmer.

„„Es ist nicht mehr nöthig! Es ist nicht mehr nöthig," wiederholte sie sich außer sich. „Und bringt Ihr mir tausend Beweise, ich läugne sie ab. Wenn ich schweige, muß Alles schweigen, ist nichts offenkundig.

Was wird er thun? Sich an Vermuthungen genügen lassen? Tag in das Dunkel bringen? Um Erna's willen?

Welcher böse Geist brachte Tante Gretchen hierher!

Wie soll das nun wieder überwunden werden?

Ha, wie wegwerfend verächtlich sie von dem „Grafenschlingel", von dem „entführten Mädchen" sprach!

Sie will noch mehr davon erzählen — das soll sie mir allein. Sie ist ohne Argwohn, vor ihr kann ich mich beherrschen, vor aller Augen, vor den argwöhnischen Marino's nicht. — Nun, Silvia, nach diesem Aufschrei steh fest und laß Dich nicht abermals demüthigen. Erna darf nicht reden, bald besiegelt ihr Schweigen das Grab — und der andere mögliche Verräther irrt jenseits des Oceans. Ich bin sicher, wenn ich es sein will."

Sie ging wieder hinüber zu den Anderen. Marino war fort, sie athmete auf. Nun war Verstellung Kinderspiel. —

Er blieb auch den ganzen Tag bei Erna und hatte vorher mit Theresa verabredet, daß die Kranke heut von der Ankunft Tante Gretchens nichts erfahren solle. Er theilte ihr nun auch seinen Plan mit,

morgen Erna in den Thurm zu führen und bat sie die Sache unter ihren Schutz zu nehmen. Er habe nicht das Herz, den von Erna so sehr gewünschten Besuch abermals zu verschieben, der gute Moment solle genützt werden.

Tante Gretchen wollte eine Woche ihren „Thelemann im Stiche lassen,“ wie sie erklärt hatte, und so konnte, wenn Erna's Befinden es erlaubte, ein späterer günstiger Moment gewählt werden, um Tante Gretchen zu ihr zu führen, wenn sie es wünschen sollte.

Außer Mittags bei Tische, wo er sich, ohne sie zu beachten, der allgemeinen Unterhaltung widmete, sah Silvia Marino heut nicht mehr. Nun konnte sie leichter ihre alte Rolle der Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen Tante Gretchen wieder aufnehmen, wieder liebenswürdig zu sein versuchen, wie sie es damals in ihrem Hause zu scheinen für gut befunden — und Tante Gretchens Munterkeit und harmloses Plaudern erleichterte Alles. Bis spät am Abend hatte sie zu erzählen und zu fragen und auch Theresa fühlte sich befreit durch ihre Redseligkeit und konnte schweigend ihren traurigen Gedanken nachhängen, ohne eine Pflicht als Wirthin zu versäumen.

Ganz anders war Gretchen als Paul, der verstorbene Gemahl, der Vater Erna's, und dennoch beschwor sie für Theresa die alte herzenswarme, friedenvolle Zeit aus der Vergangenheit herauf und es war ihr, als griffe eine strafende Hand aus den

Wolken herab nach dem Theuersten, was ihr Herz besaß, und sagte zürnend: „Du warst eine schlechte Hüterin.“

Drüben, im dämmernd erleuchteten Zimmer bei Erna, saß Marino, versunken in den Anblick der Schlummernden, die unter seinem leisen Singen lächelnd eingeschlafen war.

Zwei volle Monate schon übte er unausgesetzt das treue Wächteramt, der Winter war gekommen, die Kräfte der Theuren schwanden sichtlich und seine Seele verzehrte sich in der Furcht vor einem unwiederbringlichen „zu spät.“

Fünftes Kapitel.

Erna hatte einige Stunden sanft und ruhig geschlummert. Als sie erwachte, es mochte gegen drei Uhr sein, saß Marino noch immer in dem Lehnstuhl an ihrer Seite und ihr erster Blick traf auf sein liebes treues Auge.

Sie frug nach der Zeit und setzte hinzu: „Wie schön habe ich geschlafen.“

Als Marino ihr freudig mittheilte, wie lange sie geschlafen, bat sie ihn dringend, sich jetzt zu legen. „Ich fühle mich gestärkt,“ sagte sie, „aber die Sorge um Dich wird mich krank machen, wenn Du so schlecht für Dich selbst sorgst. Anna kann zu mir kommen. Nun geh, ich bitte Dich. Ich werde einen guten Tag haben, wenn Du versprichst, jetzt einen tüchtigen Schlaf zu thun. Geh, Marino! mir ist, als stehe mir heut eine Freude bevor, so gehoben hat mich dieser, von Dir mit süßem Lied gerufene und bewachte Schlaf. Schlafe wohl, Geliebter!“

Er ging um sie zu schonen und die Natur forderte ihr Recht.

Bald hörte sie durch die geöffnete Thür seine tiefen ruhigen Athemzüge.

„Wunderbar gestärkt hat mich dieser Schlaf,“ flüsterte sie der treuen Anna zu, als diese nun an ihrem Lager saß, „ich kann es kaum erwarten, bis der Tag anbricht.

Weißt Du, Anna,“ nahm sie nach einiger Zeit eben so leise wieder das Wort, „heut schmück' ich mich schön. Bring mir das lichtblaue Seidenkleid mit den weißen Blumen und der weißen Schärpe. Mein Liebster soll mich einmal geschmückt sehn.

Und mache meine Locken recht glatt und schön — ich will bei seinem Erwachen an seinem Lager stehn und seinen ersten Blick auffangen. Zieh' Deine Schuhe aus, daß Du ihn nicht störst, er muß jetzt lange in den Tag hinein schlafen.“

Leise wurde Alles gerüstet und Erna erwartete sehnsuchtsvoll den Anbruch des Tages und hätte doch gewünscht er käme viele Stunden später, damit Marino recht lange des stärkenden Schlafes genieße.

Ein kleines Frühstück, von Anna bereitet, nahm sie ein und dann legte sie sich geduldig wieder hin und versuchte nochmals zu schlafen, aber das gelang nicht. Endlich, da kaum die Dämmerung begann, hielt sie sich nicht mehr, sie ließ sich schmücken. Dann ruhte sie wieder ein wenig und endlich litt es sie

nicht länger, sie stand auf, um sich zu Marino zu begeben.

Zuerst aber trat sie vor den Spiegel hin und betrachtete ihr Bild. Die graue Morgendämmerung ließ es noch bleicher und ätherischer erscheinen, als sonst.

Wehmüthig blickte sie sich an, sie mochte an das Bild der früheren Erna denken, und gesenkten Hauptes schlich sie auf unhörbaren Sohlen zu Marino hin, der tief und fest schlummerte.

Sie ließ sich an seinem Lager nieder und ihr Auge hing an den theueren Zügen.

„Wie schön und männlich kräftig diese Züge sind,“ dachte Erna, „aber sie sind schon bleicher geworden seit er mich liebt. Ich kann nichts schützen und hüten — meine Liebe ist ohnmächtig — ja sie bedroht — —

Ach, so darf ich nicht denken, Marino will es nicht; er sagt, meine Liebe sei die Krone seines Lebens — armer theuerer Mann, Deine Erna bliebe so gern bei Dir.“

Traurig senkte sie das Haupt und die feuchtschimmernden Augen. Doch bald hob sie sie wieder. Er sollte sie lächeln sehn wenn er erwachte, sie wollte einmal, heut, die traurige Zukunft läugnen, er sollte einen Augenblick glauben an Glück und Lust.

Und als er sich regte, neigte sie sich mit süßem Lächeln über ihn und hauchte einen Kuß auf seine Stirn.

„Erna" flüsterte er noch traumbefangen und ein glückliches Lächeln erhellte seine Züge.

Er schlummerte weiter und das Lächeln blieb und Erna lächelte glückselig dazu, und als er nun endlich die Augen öffnete, um schnell nach der Uhr zu sehn, wie lange er wohl fern von Erna gewesen, da sah er in das heitere Gesicht der Geliebten und legte sie ihre Hand in die seine und neigte sich und küßte seine Stirn. —

„So sah ich Dich eben im Traum," flüsterte er zärtlich. „Aber sage, so geschmückt, was ist's?"

Er richtete sich auf und die Sorge stieg wieder auf nach dem kurzen Traum des Glücks.

„Es ist, daß ich so wohl bin und so froh, als stünde mir heut ein rechtes Glück bevor. Als wäre Dein Geburtstag und ich dürft' ihn feiern und schmücken" —

„Und das Glück und die Freude, von welcher Du träumst — willst Du recht ruhig und stark sein, Lieb, dann soll sie Dir — uns — heut werden — wollen wir hinüber in meinen Thurm?

Sie machte ein so glückliches Gesicht und breitete in der Freude die Arme aus; aber sie legte sie wieder still in einander und sagte leise: „Ich will ganz ruhig sein, Marino," so sehr auch die Augen widersprachen.

Und dann ging sie hinaus und er versprach alles zu ordnen, es sei auch schon gestern geschehen, sie solle ruhen, bis er sie holen werde.

Sie legte sich ganz still auf ihr Ruhebett und schloß die Augen.

Und in Hof und Garten wurde geschaufelt und gekehrt, um den Weg nach dem Pförtchen in der Gartenhecke vom frischgefallenen Schnee zu säubern, und nachdem Marino den Eltern guten Morgen gewünscht und sie offiziell mit seinem Vorhaben bekannt gemacht und, um Erna's Kräfte zu schonen, gebeten hatte, sie ihm heut ganz allein zu überlassen, er wolle der Ueberbringer ihres Morgengrußes sein — da trat er endlich bei ihr ein und sie hielt ihn lange umschlungen und wollte gar nicht lassen von ihm, bis er sanft ihre Arme von seinem Nacken löste, sie in die bereitgehaltenen Mäntel und Tücher hüllte und auf seinen Armen hinübertrug durch die Gärten in den Thurm, an welchem so oft ihr sinnendes Auge ahnend gehangen.

Er trug sie hinauf bis in das oberste Gemach und es war Winter, aber jede Treppe und jede Thür mit frischen duftenden Blumen bekränzt und jeder Raum behaglich durchwärmt.

Erna fand sich nun in einem weiten achteckigen Gemach, aus dessen Fenstern man weit über die jetzt unter einer blitzenden Schneedecke verborgenen Gärten und bereiften Baumgruppen hinweg in's freie Feld hinausblicken konnte, wenn sie nicht vielleicht durch die davor befindlichen Läden geschlossen wurden, um zu gewissen Tageszeiten für den Maler ein günstigeres Licht von Oben, durch einen Zug an der an der Wand herabhängenden

Schnur zu erzielen, auf welchen ein sternartiges Täfelwerk im Plafond sich auseinanderlegte und eine breite, durch Glasscheiben geschlossene Oeffnung, die das Licht hereinließ, enthüllte. In der Mitte dieses Gemaches also, dessen Wände mit Gemälden bedeckt waren, stand ein weich gepolstertes, schön und bequem geformtes, mit goldbraunem Seidenrips überzogenes Ruhebett, auf einem köstlichen Teppich, welcher täuschend das hochwuchernde Gras und die Blüthen einer ungemähten Wiese darstellte.

Vor dem Ruhebett stand ein zierliches Tischchen mit einer Platte von florentinischer Mosaik, Blumen und Vögel darstellend, ein vollendetes Kunstwerk in seiner Art. Sie trug eine Schale von Alabaster, gefüllt mit frischen und getrockneten Südfrüchten, Erna's erlaubter Speise, und ein silberbeschlagener, mit Reben von kunstvoller Silberarbeit umwundener Krystallkrug barg ihr Getränk, den Obstwein, welcher Herzleidenden Linderung gewährt.

Marino legte seine süße Last auf das Ruhebett nieder und befreite sie von ihrer Umhüllung, die der alte Christoph in Empfang nahm und damit die kleine Treppe hinab verschwand, welche in einer Ecke des Fußbodens mündete.

Marino kniete am Divan, sie schlang ihre Arme stumm um seinen Nacken und legte ihren Kopf an seine Brust.

„Bist Du müde, mein Engel?" fragte er.

„Nein," flüsterte sie, „nur hingegeben an den

wonnigen Augenblick. Wie hat Deine Liebe gewaltet, wie ist es schön bei Dir! Alles hat Seele, Alles steht auf der Höhe, Alles predigt den Reichthum, die Gediegenheit Deines Innern — o, Marino, warum liebst Du *mich*?"

O, so konnte das süße Weib in seinem unwiderstehlichen Liebreiz fragen, mit der Seele von Unschuld und Güte, mit der Fülle seiner liebenswerthen Eigenschaften! *ihn* fragen, der von leidenschaftlicher Liebe zu ihm erfüllt war und um jeden Preis ihre Ruhe schonen wollte!

Ein stummer Blick war seine einzige Antwort.

Christoph stieg jetzt wieder aus dem Fußboden hinter dem zierlichen Bronzegitter auf und brachte auf silbernem Präsentirteller zwei Tassen von fast durchsichtigem chinesischen Porzellan mit Chocolade und ein silbernes Körbchen mit leichtem Backwerk.

Marino nahm es ihm ab und bediente sie selbst. „Es ist Deine Krankenkost," sagte er, „ich werde mich wohl hüten, Dich zu einem Diätfehler zu verleiten."

Sie that still Alles was er sagte und hing nur immer mit wonnigen Augen an ihm und nnn tranken sie zusammen die Chocolade, und als Christoph die Tassen so geräuschlos, wie er kam und ging, wieder weggetragen, da erhob sich Erna wunderbar gestärkt und leicht und begann unter Marino's Leitung die Besichtigung der Gemälde, welche meist von seiner eigenen Hand gemalt waren.

„Ich habe nur hier," sagte er, „was ich zum

Studium und zur Arbeit für den Winter bedurfte, welchen ich nur hatte hier zubringen wollen. Da sah ich aber meinen schönen Stern mir leuchten, drüben am Fenster, heimlich, und Nachts hauchtest Du in Tönen Deine Seele in die meine aus. Da konnt' ich nicht gehen und blieb — und blieb und nun bin ich Dein und Du mein!

Und was sind mir alle Bilder der Welt noch gegen dieses süße Kunstwerk der Natur!" Er betrachtete sie mit liebeverklärten Blicken.

„O," sagte sie und schaute ihm tief in die Augen und ließ dann die Blicke gleiten über alle die schönen Gegenstände mit welchen der Raum erfüllt war, „hier möchte ich spielen — und singen" — „meinen Schwanengesang," tönte es in ihrem Innern nach, aber sie sprach diese Worte nicht aus, heut' sollte von Sterben nicht die Rede sein.

„Natürlich," erwiederte Marino und zog einen der goldbraunen Vorhänge auf, welche zwischen den, für die Gemälde abgetheilten Feldern der Wände niederwallten.

Es enthüllte sich eine Nische, aus welcher die Claviatur eines aufgeschlagenen Pianos ihr entgegenwinkte und darüber schwebend, vom dunklen Hintergrunde licht und schwungvoll sich abhebend, erhob sich aus Blumengruppen, die seinen Fuß auf hohem Postament umgrünten, die Statue des Orpheus, die siebensaitige Leier im Arm.

„Zauberer," sagte sie mit hellem Freudenausruf,

jedoch sogleich leiser hinzusetzend, „ich will aber ganz ruhig sein — wie will ich spielen! Jetzt hab' ich noch zu viel zu schauen. Seit Du diesen Vorhang aufgezogen, bin ich neugierig geworden — was schimmert so hell dort durch die Portière, neben Deiner Staffelei? Welch ein Bild steht verhüllt auf dieser?"

„Komm und sieh," sagte er, den bequemen Rollstuhl, in welchem sie ruhte, mit leichter Hand über den Teppich schiebend, bis nah an den Eingang der verhüllten Nische, deren Vorhang nun aufflog.

Da stand an einem kleinen grünumrankten Bogenfenster ein zierlicher Lehnsessel von feinen Broncestäben mit seidenen Kissen ausgelegt, ein weiches Fußkissen davor und ein Nähtischchen von brasilianischem Rosenholz, dessen aufgeschlagener Deckel alle die kleinen Vorräthe, den ganzen niedlichen Apparat von bunt und weiß und schwarz umwickelten Sternchen und Röllchen, von Scheeren, Nadeln, Häkchen, Bändchen, Schnuren, Knöpfen, den goldenen Fingerhut nicht zu vergessen, dem Auge darbot. Und ein feines Battisttuch lag lose darauf hingeworfen, dessen Ränder ungesäumt waren, und die Nadel mit dem Faden steckte bereit auf dem Kissen und der Fingerhut stand wartend daneben und die kleine Scheere hatte ihre Schneiden auseinandergethan um den Faden nach vollendeter Arbeit abzuschneiden.

„Ach," flüsterte sie nur, „welch ein Herz ist mein!" und in ihrer Seele klagte es heimlich: „Wie er es vermag die ganze Wonne des vereinigten Daseins zu-

sammen zu drängen in die kurze Spanne Zeit, die uns vergönnt ist!" —

Sie setzte sich an den Nähtisch und nähte. Er nahm den Rollstuhl ihr gegenüber ein und sah ihren feinen durchsichtigen Fingern zu, Stich für Stich.

„Es ist für Dich?" fragte sie, mit lieblichem Ernst aufblickend.

„Ja wohl," sagte er. „Es ist noch ungesäumt und hat auf meine „kleine Hausfrau" gewartet.

Sie nähte still, aber er sah ihre Finger beben und es schmerzlich zucken um den lieblichen Mund und eine Thräne stürzen aus den süßen Augen, und er lag auf den Knieen vor ihr und barg seinen Kopf in den Falten ihres Kleides und flehte leidenschaftlich: „Du wirst leben, Erna, mit mir! Es geht Dir ja viel besser, die Genesung beginnt."

Sie nickte eifrig, durch die schnell getrockneten Thränen und sagte: „ja gewiß, es kann ja nicht anders sein, Marino, es muß ja so sein."

Und sie hielten sich umfangen und lächelten sich zu und dann nähte sie wieder und er sah ihr zu.

Nach einiger Zeit nahm er ihr die Arbeit aus den Händen, zog sie vom Stuhle auf und führte sie vor die Staffelei, die Verhüllung entfernend.

Welch reizendes Bild!

Aus dem Rahmen des geöffneten Fensters zwischen Palmen und Rosen neigte ihre eigene ätherische Gestalt das mit der wallenden Lockenfluth umgebene liebliche Antlitz ihr überraschend und traulich sich entgegen.

„So stahl ich Dein Bild, als ich Dir noch nicht zu nahen wagte," berichtete er, „und so warst Du bei mir in meiner Einsamkeit und nahmst meine Empfindungen, meine Gedanken und Wünsche gefangen, so daß sie die schwere Sorge, den Schmerz um den armen theueren Bruder verwinden, zurückdrängen lernten. Du warst meine Freundin, meine Trösterin, das Licht meiner Tage schon unbewußt."

„Welch ein Meister bist Du! ich scheine zu leben, als blickte ich aus dem Spiegel mich an," sagte sie entzückt, „hat das meine Mama schon gesehn?"

„Niemand als Du, aber sie soll es sehen."

„Ja, die liebste Mama," sprach Erna wehmüthig, „ich habe sie heut noch gar nicht gesehn, sie weiß noch nicht, welch ein Zauberer Du bist und welch ein Verschwender aus Liebe — wie Du mich feierst und überschüttest mit einer mährchenhaften Fülle von Liebesglück — welche Freude wird sie an dem Bilde haben!"

„Willst Du Dich nicht aufregen, mein Lieb, so soll sie kommen, damit sie sieht — doch laß es noch bis später — gegen Abend. Bringe Deiner Gesundheit, mir das Opfer."

„Wie Du's für gut hältst, Liebster. Unter Deiner Pflege, Deiner Anleitung geht es mir wohl; Du weißt am besten, was ich kann, was nicht."

Nun mußte sie wieder ruhen, er wollte es so.

Bequem hingestreckt auf die elastischen Polster, breitete er die seidene Decke noch über ihre Füße, kredenzte ihr den stärkenden und kühlenden Trank,

und schälte ihr die duftige Orange, die sie jeder zur Hälfte verzehrten.

Dann bat er sie zu schlafen, nahm ein Buch und saß still bei ihr. Sie schloß die Augen und meinte wohl, er läse; allein seine Augen hingen an ihr, geizend mit jedem Moment, den er das süße Wesen noch sein nennen durfte.

Und sie entschlummerte wirklich und im Schlafe seufzte sie schreckhaft: „Marino, wo bist Du?“ und legte, da er sich ihr zuneigte, den Arm um seinen Nacken und begrub sein Antlitz in die duftige Lockenfluth, vergehend in Wonne und Weh. —

Als sie aus kurzem stärkenden Schlummer erwachte und um sich blickte, richtete sie sich freudig auf, nahm seine bärtigen Wangen in beide Hände und sagte mit seligem Lächeln: „Es ist Wahrheit, kein Traum, kein funkelndes Mährchen. O Marino! hier ist Glück und Friede. O, hier! — ach, muß ich wieder fort von hier? Ja, ja, ich muß, und dann war's doch ein Traum — ein Traum an dem meine Seele ewig hängen wird.“

„Warum mußt Du fort, wenn Du bleiben möchtest? Denke wenigstens jetzt nicht daran,“ bat er. „Der Tag gehört uns, laß uns nicht sorgen was der Abend bringen wird. Sieh Dich noch weiter um. Willst Du vielleicht einige Zeilen an Mama schreiben und sie einladen am Nachmittage zu kommen?“

Er zog den dritten Vorhang rechts von dem großen breiten lichtspendenden Fenster auf und in der da-

durch enthüllten dritten Nische stand der zierlichste Schreibtisch, von gleichem Holze wie das Nähtischchen, mit vollständigem Schreibapparat. Die duftige Mappe von dunkelrothem Juchten lag aufgeschlagen, ein kleiner Bogen glänzenden englischen Schreibpapiers lag darauf bereit nebst Couvert, die Feder von feingeschnitztem Elfenbein auf dem Dintenfaß. Ein gleicher Stuhl mit Kissen, wie der vor dem Nähtisch stehende, stand zurecht gerückt, daß Erna sich nur niederlassen durfte.

„Wenn ich es nur verstünde,“ sagte sie, „Du hast mich ja nie verlassen — wie ist denn das alles entstanden?“

„Willst Du es nicht nehmen, wie es ist?“ bat er, „muß ich's erklären? Konnt' ich das alles nicht ersinnen, während ich Nachts Deinen Schlummer bewachte? Und konnt' ich meinen alten geschulten Christoph nicht nach der nahen großen Stadt schicken und nach meiner Vorschrift Auswahl treffen lassen? Und ein paar Mal, vergieb, war ich auch treulos — Du glaubtest ich schliefe und ich war hier und ordnete — nun aber, Lieb, nicht so viele Gedanken; schreibe, so wenig Worte als möglich aber.“

„Theuere, liebe Mama,“ schrieb sie, „komm um fünf Uhr in unser Zauberreich zu Deinen Kindern Marino und Erna.“

„Ist das zu lang?“ sagte sie schelmisch zu Marino aufblickend, der das Blatt schon faltete, in das Couvert schob und ihr zur Aufschrift hinlegte.

„Und nun nähe ich wieder," sprach sie als das gethan war und erhob sich, „das Tuch muß fertig werden und ich sticke auch Deinen Namen hinein."

„Gewiß," entgegnete er, „doch später; jetzt speisen wir. Da kommt Christoph so eben es zu melden."

Der Genannte erschien emporsteigend und trat zur Seite um die Herrschaft voran zu lassen.

„Heut kannst Du voran gehen," sagte Marino zu ihm, „heut wollen wir Dir einmal folgen."

Der alte Diener in feinem schwarzem Anzuge blickte seinem Herrn zweifelnd in das Gesicht und ging dann auf einen erneuten Wink voran, und nun hob Marino sein „Lieb," dessen Herz vom Gehen und Treppensteigen besonders ungestüm zu schlagen pflegte, wieder auf seinen Arm, sie schlang die Arme um seinen Hals und so stieg er hinab mit ihr in das darunter liegende Gemach, wo der gedeckte Tisch ihrer wartete.

Dies war Marino's Wohngemach.

Dieselbe Einrichtung mit den hinter Vorhängen verborgenen Nischen. An den Wandfeldern Statüen auf hohen Sockeln und Consolen, zierliche Schränkchen zur Aufbewahrung kleinerer Kunstsachen, kunstvoll geschnitzte Gestelle für Skizzenmappen und dergleichen, während die Portieren seine Bücher, sowie den Schlaf- und Ankleideapparat bargen.

Alles stand freundlich geordnet und handlich zurecht gestellt — der alte Christoph kannte seines Herrn Wünsche und Gewohnheiten. Erst war der jüngste

„junge Herr" sein Liebling gewesen, er hatte ihn gewartet und gepflegt und war sodann ihm viele Jahre gefolgt, in dem Glauben, der ältere Bruder fordere zu viel von dem leichten stürmischen Blut, bis er sich von der milden Langmuth, von den selbstlosesten Opfern desselben überzeugt und von ihrer Vergeblichkeit, und bis Reginald den „lästigen Aufpasser" voll Undank abgeschüttelt und er halb gebrochenen Herzens zu Marino zurückgekehrt war, welchem er seitdem der treueste, durch so trübe Erfahrungen eng verknüpfte Diener und Freund gewesen.

Das Diner enthielt nur Speisen, von welchen Erna genießen durfte — dem Leser, welchem an diesem „im Thurm" verlebten Tage nicht die geringste Kleinigkeit vorenthalten werden soll, wisse, daß es bestand aus: Bouillon, einem feinen Fricassée von jungen Hühnern — trotz Wintersanfang! ruft er aus, aber es war so, wirklich, es war so — und Wildbraten, Früchten, Confitüren — und war jedes Geräth ein Kunstwerk, welches dabei in Anwendung kam.

Durch die heiter schöne Anregung hob sich Erna's Befinden mehr und mehr, sie nahm von jeder Speise ein Wenig und ließ sich von der Kochkünstlerin erzählen, die Christoph's Frau geworden, nachdem sie durch treue, seiner geliebten Herrschaft geleistete Dienste seine Anerkennung und Liebe erworben. So zogen die beiden Leutchen ihrem Herrn überall hin nach, wo er einige Zeit sich aufhalten wollte, und um-

gaben ihn mit Behaglichkeit und liebgewordener Gewohnheit.

Es war ein wohlgefügtes, schönheits-, ruh- und ordnungsvolles Ganze, die Existenz Marino's, die als eine unwillkürliche Nothwendigkeit aus seinem eigenen Innern heraus sich so gestaltet hatte.

Er war eine reiche schaffende Natur, welche, abgeneigt dem hastigen Vielproduziren der Gegenwart, in abgeschlossener Ruhe, mit scharfem Auge die Pointen der Zeit erfassend, in stiller Begeisterung das Vollendete anstrebte und sich nicht genügen ließ, wo noch ein Schatten von Nichtbefriedigung in seinem Geiste auftauchte.

Die Umgebung des Menschen giebt dem denkenden Beurtheiler ein sprechendes Bild seines Innern.

Jeder, der selbständig sich einrichtet, prägt derselben den Stempel seiner Gewohnheiten, seiner Liebhabereien auf.

Hier redete Alles von Gediegenheit, ächtem Schönheitssinn und gesammeltem Denken.

„Aber Du mußt reich sein," sprach Erna in immer neuem Bewundern kleiner und größerer Raritäten.

„Mehreres besaßen meine Eltern schon," erwiederte er, „und das Andere sammelte ich im Laufe meiner Reisejahre nach und nach an. Es war die einzige Verschwendung welche ich trieb; bei meinen sonst ganz einfachen Gewohnheiten, bei der Gedrücktheit meines Gemüths, gestattete ich mir diese Lieb-

habereien, die doch einen innern, bildenden Zweck verfolgten."

Erna saß einige Zeit sinnend.

„Weißt Du auch, daß ich so sehr reich bin?" fragte sie.

„Woran noch, außer allem Liebreiz und allen Herzenseigenschaften?"

„An Geld, an sehr viel Geld," sagte sie niedergeschlagen. „Ich wollte, sobald ich majorenn wäre, manches Unrecht des Schicksals damit ausgleichen, ich hatte so schöne Pläne" —

„Du wirst sie alle wahr machen, Herz; doch ein andermal davon, jetzt wird wieder geruht, komm, ich trage Dich hinauf."

„Noch einen Augenblick," sagte sie, „da sind die rothen Scheiben, hinter welchen ich Deinen Schatten zuweilen gleiten sah, ich muß durch sie hinausblicken nach meinen Fenstern, wie Du."

Sie trat hinzu und blickte hinaus in die gluthgetränkte Landschaft und dachte an die nächtlichen Rosen im Schnee, welche ihr damals ahnungsvollen Trost in die Seele geblüht.

„Ich möchte auch oben auf der Plattform mit Dir unter dem Sternenhimmel stehn," sagte sie sehnsüchtig.

„Du sollst es, wenn der Abend still und die Sterne klar sind."

Oben sagte sie: „Ich kann nicht ruhen jetzt, Marino, das ganze Sein bei Dir ist Ruhe. Komm, laß

mich nähen und lies mir vor mit Deiner lieben Stimme, wenn meine Augen auf die Arbeit in meinen Händen geheftet sind. Ich muß mir dieses süßen Ruhegefühls bewußt bleiben können, ich würde jetzt nicht schlafen, aus Furcht, daß mich's der Traum nicht festhalten ließe."

Und sie nähte — ach, lange schon hatte sie nicht mehr genäht — und er las und sein Auge stahl sich zwischen dem Lesen hinüber zu dem freudig lächelnd über die Arbeit geneigten Gesicht und zuweilen stahlen die ihrigen sich herüber zu ihm und trafen sich und hafteten ein Weilchen fest aneinander.

Als er eine Pause machte, legte sie die Arbeit hin und stand auf. „Das Wünschen hat kein Ende," sagte sie. „Jetzt, Marino, möchte ich Dich in Schlummer spielen. Komm, lege Dich auf das Ruhebett; wird es Dir nicht Freude machen? Bitte, bitte."

Er that es, sie deckte die seidene Decke über seine Füße und küßte seine Stirn, dann setzte sie sich an das herrliche Instrument und spielte.

Es war nicht mehr die seufzende Klage, das verzweifelnde Weh, welches ihr nächtliches Spiel so erschütternd gemacht, es war als wachten alle süßen weichen Melodieen, die lange lange geschwiegen, auf in ihr und schlängen sich hold und schmeichelnd in einander zu innigem Liebesliede, und dazwischen rauschte es mächtiger auf, wie Begeisterung bricht aus sanftem, tiefem Empfinden, das hohe Ziele erfaßt hat und ihnen seine Seele weiht.

Einmal sang sie auch mit der jetzt leiseren und doch noch glockenreinen, unendlich rührenden Stimme in unwiderstehlichem Seelendrange und Marino lauschte gespannt den Worten des improvisirten Gesanges.

„Wo ist das Leid hin
Das mich verzehrte?
Das so gigantisch
Vor mir stand?

Das alle Gründe
Meiner Seele erfüllte,
Meine Ruhe stahl
Bei Tag und Nacht?

Mich hat ein Strahl
Des Himmels geküßt!
Meiner Seele Nacht
Wurde zu Glanz,

Meiner Seele Qual
Zu holdem Frieden —
Das hat seine süße
Liebe gethan.“ —

Und nun folgte ein Nachspiel, ein jubelndes Triumphlied, das Marino leise vom Lager auftrieb, in der Sorge um die Anstrengung, die sie in der Erregung nicht empfand, und endlich hymnenartig feierlich in vollen, schön verbundenen Accorden schloß.

Sie sank wirklich erschöpft zurück, doch Marino's Arme fingen sie auf und betteten sie sanft an dem Herzen, an welchem heut' all ihre Sorge schwieg.

„Wie ist Spielen und Singen doch schön," flüsterte sie, „Du hast die Sprache verstanden. Ich rede so gern, so gern in Tönen."

„Und bist eine ächte, gottbegnadete Künstlerin darin," erwiederte er und schwieg, da er sie erschöpft die Augen schließen sah. Er wiegte sie sanft in seinen Armen und sie schlief ein wie ein Kind an der Mutter Brust.

O, das liebliche verwirrte Erwachen! Die dunklen forschenden Augen, die rosig angeglühte Wange die an seiner Brust geruht. „Ach," sagte sie, „die schöne Zeit verschlafen — doch es war so süß und stärkend. Lege mich auf das Ruhebett, ich will ruhig bleiben bis Mama kommt."

Christoph erschien und zündete, um die hereinbrechende Dunkelheit zu vertreiben, das Licht in einer von der Decke niederhängenden Ampel an, welches mild und rosig den Raum erfüllte und über die Gegenstände sich ergoß und Erna's bleichen Wangen den Schein der Gesundheit lieh.

Und nun kam die Mutter. Erna streckte ihr verlangend die Arme entgegen und sagte freudig: „Komm, komm, liebste Mama und sieh wie es in unserem Zauberschlößchen hergeht; ich konnte es schon kaum erwarten, bis ich Dir Alles zeigen und erzählen konnte.

„Er scheint wirklich ein Zauberer," sagte Theresa Marino die Hand reichend, „Du siehst ja wie verwandelt aus."

„Und ich habe gespielt und gesungen und gegessen und getrunken und bin ganz frisch,“ erzählte sie lebhaft —

„Und hast mir versprochen recht ruhig zu sein,“ mahnte Marino liebevoll.

Sie legte das Köpfchen an die Kissen, und die Hände still in einander und sagte gehorsam: „so sprecht und zeige ihr Alles, Liebster, vergiß aber nichts, vor Allem das Bild nicht und —“

„Und alles Uebrige,“ fiel er ein. „Ich werde nichts vergessen wenn Du recht ruhig sein willst.“

Nun ließ sie nur noch die freudig stolzen Blicke den Beiden folgen und als sie in der Mutter Augen gerührte Freude las über die Vorbereitungen, die Marino für diesen Tag getroffen, und sah ihre freudige Ueberraschung beim Anblick des Bildes — und als Theresa dann zu Marino trat, der schon wieder neben Erna saß, und mit mütterlicher Hand über seine schöne Stirn strich und einen Kuß darauf drückte, da zog Erna sie zu sich heran, daß sie sich zu ihr setze, und sagte innig: „Du, liebste Mama, Du gehörst recht zu uns! Du verstehst unsere Gedanken, Du bist die Liebe und die Güte selbst und würdest — ach — Du würdest — ich weiß es — mir selbst eine — große Schuld — vergeben.“ —

Sie hatte die letzten Worte in tiefer Bewegung einzeln und mühsam hervorgebracht. Theresa neigte sich erschrocken über sie: „Du bist erregt, mein herziges Kind,“ sagte sie beruhigend. „Ich kenne Dein

reines Herz und weiß es sehr wohl, daß Du keiner Schuld fähig bist. Was sind das also für Gedanken?"

„O, Mutter, Du beurtheilst mich zu liebevoll," sprach Erna wieder in sichtlichem Seelenkampfe, aber nun unterbrach Marino sie mit der leisen Mahnung: „Mein Herz, keine Sorgen, keine trüben Gedanken heut" und Erna nickte sogleich und lispelte: „Verzeih' dem übervollen Herzen" — „Dem überweichen zugleich," sagte er und setzte lächelnd hinzu: „Gegen zu lebhafte Empfindungen ist essen zu empfehlen, das weiß Christoph und da ist er auch schon."

Christoph brachte Kaffee und Backwaaren für Theresa und Marino, und Erna genoß etwas Obstwein und leichtes Gebäck.

„Wie traulich ist es bei Euch," sprach Theresa, nachdem ein Stündchen verflossen, „es wird meinem Kinde schwer werden von hier zu scheiden."

„Ach, noch nicht vom Scheiden sprechen," bat sie.

„Nein, noch nicht," beruhigte Marino sogleich, „unser Tagesprogramm ist noch nicht erfüllt. Mama giebt uns noch Urlaub; nicht wahr?"

„Gewiß. Ich erkläre Euch für mündig," scherzte Theresa, „und überdieß — Sie sind der beste Arzt, Marino, die Mutter erklärt sich für besiegt." Wehmüthig lächelnd küßte sie Erna, die sie fest umschlang, drückte Marino die Hand und trat von Christoph geleitet den Heimweg an.

„Nun, mein süßes Herz," sprach Marino jetzt zu Erna, „der Himmel hat Dir zu Ehren sein fun-

kelndstes Sternenkleid angethan und die Nachtwinde schweigen. Hier ist Mantel und Capote, und nun komm."

„Mein armer Lastträger," sagte sie, „als er sie sanft aufhob und die zierliche Wendeltreppe mit ihr emporstieg, welche vom Zimmer aus aufwärts führte. Auf einen Druck mit der Hand schoben sich von dem Täfelwerk der Decke ein paar Felder leicht ineinander und durch die dadurch entstandene Oeffnung stieg er empor mit der theueren Last, unter einem Ueberbau hervor auf die sorgfältig gefegte Plattform und ließ sie hier sanft zur Erde nieder.

In stiller Feier, wie sie ihn damals gesehn, in der Ballnacht, standen sie schweigend an einandergelehnt und erhoben andachtsvoll ihre Augen zu dem erhabenen Wunder der Schöpfung das in seiner Herrlichkeit und Größe das Weh und die Klage des Menschen so gering erscheinen läßt. —

„Du bist müde, mein Herz," sagte er, als sie sich schwerer auf ihn stützte, „komm, laß uns gehen."

„Ja," erwiederte sie leise, „laß uns gehen; jetzt ist es genug."

Er trug sie zurück in das Gemach. Sie setzte sich erschöpft.

„Du bist sehr müde," sagte er besorgt, „soll ich Dich nach Hause bringen?"

„Wenn es sein muß" — sagte sie matt, „doch laß mich noch ein wenig vorher ruhen. Scheiden ist mir jetzt zu schwer."

„So scheiden wir nicht von hier," sagte er und nun flog der vierte Vorhang zurück, der seinen Inhalt noch nicht verrathen hatte, und da stand ein von luftigen Spitzenvorhängen umwalltes Bett, dessen weiß seidene Kissen mit blauen Schleifen gebunden und dessen Decke, zur behaglichen Ruhe einladend, aufgeschlagen war. Ein weißes, spitzenbesetztes Nachtgewand lag ausgebreitet darauf.

Ein Glockenzug rief die Haushälterin herbei und Marino ging, während Erna halb im Traum die Dienstleistungen der freundlichen Frau annahm, um der Mutter zu sagen, daß Erna bereits zur Ruhe gegangen sei und er sie behüten und bewachen werde wie bisher.

„Es ist Alles gut was Sie thun und was Erna will," sagte sie in dumpfer Trauer, „das Schicksal halten wir nicht auf, so falle jede Bedenklichkeit und jeder Wunsch werde ihr erfüllt."

„Sie träumt einen kurzen Traum von Glück," erwiederte er schwermuthsvoll, „und ich sorge für mich für Erinnerungen — die in meinem Hause, in meiner Umgebung mir den Himmelstraum, das süße Mädchen mein genannt, ihre Liebe besessen zu haben, fort und fort zurückrufen sollen."

Er ging, von Anna geleitet, die in dem Wohnzimmer Marino's in bequemem Lehnstuhl die Nacht zubringend seines Winkes harren sollte.

Leise stieg er hinan und entließ mit stummem Wink die Wirthschafterin.

Ja, das mußte ein Traum sein, dem duftigsten Mährchen entnommen. Eine Lilie, vom Rosenlicht der verdunkelten Ampel, matt überhaucht, ruhte mit dem Ausdruck wonniger Müdigkeit in die Kissen geschmiegt, und das friedliche Lächeln eines Kindes schwebte wie ein Gruß der Liebe dem Geliebten entgegen, als er unhörbar und doch trotz der geschlossenen Augen von ihr wahrgenommen zu ihr zurückkehrte.

„Schläfst Du?" flüsterte er leise wie ein Hauch, und sie entgegnete ebenso: „Nein, nur die Ruhe — ist so süß — bei Dir ist der Friede — Marino!"

Und magisch gefesselt von dem traurig-lieblichen Bilde saß er verzweiflungsvollen Herzens Stunde um Stunde des stillen Abends bis in die Nacht hinein an dem Lager der Ruhenden.

Schwere Befürchtungen für die nächste Zeit erfüllten seine Seele. Das Aufflackern der erlöschenden Lebenskräfte — es konnte durch einen Hauch vernichtet werden, und er konnte sich der Ahnung nicht enthalten, daß eine Katastrophe in der Luft schwebe, welche mit Tante Gretchens Ankunft ihren Anfang genommen.

Was ihm nach den Andeutungen, welche diese unbewußt ihm gegeben und welche eine so verrätherische Wirkung auf Silvia ausgeübt, nicht mehr zweifelhaft war und was für sein Werk, Erna's seelische Befreiung herbeizuführen unschätzbare Handhaben waren: er mußte dennoch die Enthüllungen seines Bru-

ders abwarten, um über das, was Erna ihre „Schuld“ nannte, klar zu werden. So lange er dafür keinen Faden in der Hand hielt, befanden sie sich in den Schlingen Silvia's, die nicht anstehen würde, sie grausam ihrem eigenen Vortheil zu opfern.

Verzehrt von der leidenschaftlichsten Unruhe, ob einer der vielen, ihn um Wahrheit und schnelle Auskunft beschwörenden Briefe Reginald treffen werde, welche er an verschiedene Punkte Brasiliens, wo irgend eine Erfolg versprechende Anknüpfung sich bot, gesandt hatte und ob Reginald, selbst wenn ein Brief ihn traf, seine Bitte erfüllen werde, sah er Tag um Tag entschwinden. Der Zeitpunkt war herangekommen, in welchem auf dem Wege der regelmäßigen Dampfschiff-Verbindung ein Brief ankommen konnte und so oft Christoph nach Ankunft der Posten auf dem silbernen Teller ihm Briefe bot, schlug sein Herz ungestüm erwartungsvoll.

„O, nur kein „Zu spät,“ hallte es ewig mit Angstruf durch seine Seele. Er fühlte sich krankhaft angespannt, gebannt im Handeln und hier und da begann ihm Erschöpfung momentweise zu nahen, die er indeß energisch von sich wies.

„Marino,“ hörte er jetzt Erna's sanfte Stimme sagen, „wenn Du mich nicht ängstigen willst, so gehst Du schlafen. Ich kann nicht mehr ruhen, wenn Du mir Schlaf und Ruhe opferst. Willst Du mir krank werden, Marino?“

„Sei ruhig, Herz, wenn ich nicht wachen darf, so

will ich schlafen, aber Du darfst mich nicht fortschicken. Hier finde ich die bequemste Ruhe."

Mit diesen Worten streckte er sich auf das näher herangeschobene Ruhebett und sie flüsterte befriedigt: „Gute Nacht, nun!" und schloß die Augen, um ihn glauben zu machen, sie schlafe.

Und als sein leises regelmäßiges Athmen ihr verrieth, daß er wirklich in tiefen festen Schlaf gesunken, da setzte sie sich auf um der beklommenen Brust freieres Athmen zu ermöglichen und die Schmerzen zu erleichtern, die seit lange zunehmend ihre Nachtruhe störten. — Mit dem Blick auf den schlummernden Geliebten trug sie sie lautlos und lächelnd.

Sechstes Kapitel.

Marino hatte seine Handlungsweise in Bezug auf das Vorhaben, welches er sich gesetzt, nach allen Seiten hin wohl überlegt.

Um Erna's willen wollte er so versöhnend als möglich zu Werke gehn. Und trieb ihn denn sein Herz nicht auch die Eltern zu schonen und selbst Reginald so wenig schuldig als möglich erscheinen zu lassen?

Nur Silvia erweckte bis jetzt keine Empfindungen der Theilnahme in ihm. Ihr heuchlerisches Benehmen bedurfte des klaren Beweises, der wohlverdienten Demüthigung; dennoch sollte auch sie geschont werden, er gelobte es sich. Wahrscheinlich war doch ein durch die Schuld seines Bruders an ihr verübtes Unrecht wieder gut zu machen und — war dieser Aufgabe nicht stets ein großer Theil seines Lebens gewidmet gewesen? Sollte er jetzt darin ermüden, wo persönliche Abneigung ihm den Vorwurf der Selbstsucht machen konnte?

„Sie fürchtet mich," sagte er sich, „und weiß nicht, daß ihre schlimme Sache in guter Hand ist. Das ist ihre Strafe. Auch sie muß sich erlöst fühlen, wenn erst die künstliche Verhüllung von ihrem düsteren Geheimniß gezogen worden ist.

Eitelkeit und Hochmuth, können so Alles beherrschend nicht sein."

Am Morgen als Erna und Marino ihr Frühstück einnahmen, sagte erstere: „Nun, Liebster, muß ich hinüber. Ich habe nothwendig mit Papa zu sprechen und es leidet keinen Aufschub.

Und Eines bitt' ich Dich noch vorher — Du mußt aber nicht traurig sein, Marino — wenn einmal dieses — Herz still stehen will — dann trag mich hierher und laß es auf diesem Lager geschehen. Hier bin ich wie in den Schooß Deiner Liebe gebettet, da ist Alles leicht."

Sie hielt ihm den Mund zu, als er Worte der Beruhigung sprechen wollte, und sagte: „Wir dürfen nicht schwach sein, Marino — wir müssen der Wahrheit in's düstere Auge schauen können." —

Auf seinen starken Armen kehrte sie wieder in das Elternhaus zurück.

Mit Unruhe fragte sie nach dem Vater und konnte, da er abwesend war, seine Ankunft kaum erwarten.

Sie zu zerstreuen wagte Marino im Gespräch auf Tante Gretchen hinzuweisen und sich von ihr erzählen

zu lassen, um Erna's Gedanken über ein Zusammentreffen kennen zu lernen.

Sie gerieth in eine sanfte Niedergeschlagenheit dadurch und Merino fühlte sich beruhigt, daß die Nennung dieses Namens keine Aufregung über sie gebracht.

Er wagte weiter zu sagen: „Vielleicht sollte sie etwas herkommen; da sie so heiter und liebenswürdig ist, würde sie Dich erheitern.“

„Ich brauche nur Dich und meine Mama,“ sagte sie, „wenn Ihr sie aber wollt — mich würde es nicht sehr stören.“

„Ich will auch nur Dich noch, mein Lieb,“ entgegnete er, „wenn sie aber einmal da ist, so mag sie willkommen sein.“

„Ist sie denn da?“ fragte Erna, und er nickte.

„Das hast Du recht sanft gemacht,“ lächelte Erna. „Du bist bei allen Krankenpflegern in die Schule gegangen um es besser zu machen, als alle.

Die gute Tante! Ihr hätte ich gewünscht, daß sie nicht gekommen wäre. Sie hat ein so weiches Gemüth.“ —

„Darf ich sie holen?“

„Noch nicht; erst muß ich Papa gesprochen haben.“

Als endlich der Vater kam, entfernte sich Marino still. Er trachtete nach einer Begegnung mit Silvia, die er seit dem Tage, an welchem sie sich so verrathen hatte, allein nicht wieder gesehn.

Er wollte wissen, wie sie ihm entgegentreten werde; das war ihm zu ihrer Beurtheilung und demnächstigen Behandlung ganz nothwendig, zumal wenn eine Antwort Reginald's ausblieb. Er wollte aber auch Erna mit dem Vater allein lassen; sie hatte ihm etwas zu vertrauen, vielleicht die Mutter, vielleicht Silvia betreffend.

Als er in das Wohnzimmer trat, in welchem sich niemand vorfand, öffnete sich eben die Thür und Christoph — was will der Alte jetzt hier? — tritt herein. Er hält den kleinen silbernen Teller in der Hand, auf welchem ein großer, dicker Brief liegt.

Marino streckt hastig die bebende Hand darnach aus, sein Auge verschlingt die Züge der Aufschrift und mit einem nur halbunterdrückten freudigen Aufschrei birgt er das heißersehnte Gut, die Erlösung seines Engels, er ist es fest überzeugt, schnell auf der Brust, denn es nahen Schritte — und Theresa tritt herein.

Sie sieht ihn unruhig an, er ist seiner Erregung noch nicht ganz wieder Herr geworden, und fragt: „Was ist? Ist's mit Erna etwas" —

„Nichts, nein, geliebte Mutter," erwiedert er sich zur Ruhe zwingend, „sie befindet sich leidlich. Ich ging nur heraus, sie wollte eine Unterredung mit dem Vater — und ich sprach mit Christoph — Doch was ich sagen wollte — Erna wünscht Tante Gretchen zu sehn — vielmehr, sie ist gefaßt darauf — nach der Unterredung mit Papa — wenn sie geruht hat."

„Ich werde sie benachrichtigen.

Es hat etwas sein Gefühl erregt,“ sagte sich Theresa das Zimmer verlassend, „doch ich darf ihm vertrauen, wenn er auch schweigt.“ —

„Wie werd' ich's anstellen dieses lange Schreiben unbemerkt zu lesen,“ fragte sich Marino, „Niemand, am wenigsten Erna, darf eine Ahnung davon haben.“

Er wollte in das ihm zugeeignete Zimmer neben Erna's gehen und die Augenblicke, während der Vater bei ihr, wenigstens zu einem Einblick benutzen und traf in dem Nebenzimmer auf Silvia, welche nach gut beherrschtem Stutzen anscheinend unbefangen auf ihn zukam und ihn mit der scherzenden Rede begrüßte: „Willkommen, vom hohen Olymp herab, unter uns gemeinen Sterblichen.“

Im Innersten angewidert von solcher Verstellungskunst konnte er sich nicht enthalten mit großem Ernst zu entgegnen: „Wenn Ihnen das Scherzen schwer fällt, Silvia, so sollten Sie sich nicht dazu zwingen; es ist nicht die Zeit zum Scherzen hier im Hause.“

Sie unterdrückte das beleidigte Gefühl, welches die ertheilte Lehre ihr erweckte und fragte: „Ist es schlimmer mit Erna?“

„Das ist nicht erforderlich um die Situation furchtbar ernst sein zu lassen,“ entgegnete er. „Ich staune über die Gewalt, in welcher Sie Ihre Gefühle zu halten wissen — Theilnahme für diese hinsterbende Schwester, Schmerz um sie, muß ja in Ihnen sein,

wenn nicht die Natur — das Staunenswertheste hier vollbracht.“

„Sie sind ein Menschenkenner,“ entgegnete Silvia gereizt, „ich bin selbst etwas stolz auf die Herrschaft, welche ich über meine Empfindungen besitze. Aber — lassen Sie sich nicht abhalten, Sie eilen jedenfalls schon wieder zu Erna. Heut komm' ich übrigens wieder einmal selbst, um sie zu sehn, trotz ihres treuen Cerberus.“

Ein leises höhnisches Lachen hören lassend enteilte sie durch die Zimmerreihe.

Es schien aber eben Alles auf der Wanderung begriffen zu sein, denn auch Tante Gretchen trat jetzt am Ende der durch geöffnete Thüren überblickbaren Gemächer-Folge in den Gesichtskreis und eilte sofort mit freundlichem Zuruf auf Marino zu.

„Nun sagen Sie, theuerster Mann, was macht unser armes Herzchen,“ rief sie ihm entgegen, „werde ich es endlich einmal zu Gesicht bekommen? Mich verzehrt das Verlangen nach ihr. Weiß sie, daß ich da hin?“

„Sie weiß es, seit einer halben Stunde und wünscht Sie zu sehn,“ erwiederte er. „Wir haben nur eine Unterredung mit dem Vater abzuwarten und ein nothwediges Ruhen, wie nach jeder Erregung, zu welcher der Kranken das Geringste wird. Ich werde Sie benachrichtigen, sobald Erna bereit ist.“

„Ach Gott, mir schlägt das Herz," sagte sie, „ich will aber gewiß gefaßt und vernünftig sein. Kommen Sie, da kommt auch Mama, setzen Sie sich etwas zu uns, man kann Ihrer ja sonst nicht habhaft werden, Sie treuer Wächter Ihres Schatzes. Ja, ein Schatz ist das herrliche Mädchen nicht blos für Sie allein; für uns alle, die wir unser Herz an sie gehängt haben, ist sie es, und ihr verstorbener Vater, mein guter lieber Bruder Paul, hätte seine stolze Freude an dem Mädchen gehabt.

Nun, es hat nicht sollen sein — es begreift sich schwer, warum? Verzeih', Theresa — man kann konfus werden wie Alles im Leben in einander greift und sich verschlingt, daß man vor „Wenn's" und „Weil's" und „Denn's" nicht aus und ein weiß und nur still halten muß, was wieder Neues über einen kommen wird, und das Alte giebt schon zu tragen genug.

Ja, ja, es hat den Anschein, als fehlte den Thelemann's in B. nichts zu ihrem Glücke, sie lieben sich wie die Kinder, sehen einander Alles an den Augen ab, haben Geld die Hülle und Fülle, eine angesehene Stellung, der Alte erfreut sich einer segensreichen Wirksamkeit, ist hochgeschätzt, die halbe Armuth nennt ihn ihren Vater — nun aber die Kehrseite der Medaille: Da haben die reichen Leute keine Kinder, die ganze schöne Anlage und Wirksamkeit geht einst in fremde Hände und die kleinen Schreihälse fehlen ihnen an allen Ecken und Enden. Gott gebe, daß es noch

Erna zu Gute komme, daß sie gesund wird und uns überlebt.

Die Kinder meiner andern Brüder haben auch noch steinreiche Mütter gehabt und Onkels und Tanten beerbt, da hat nichts mehr Platz auf ihnen, daß es noch geschätzt würde und nutzbar gemacht, für den lieben Nächsten. Das thäte das kranke Hühnchen drinn am besten und der hier — sie deutete auf Marino — wäre ihr ein guter Beistand darin.

Gewiß, Kinder, wenn der liebe Gott da nicht ein Einsehen hat, ist's zum Verstand verlieren! — Ja, gehen Sie, lieber Neffe, sehn sie ob ich bald kommen darf und haben Sie keine Bange, daß ich mit meinem Schwatzen drinnen Unheil anrichten werde; ich weiß am rechten Platze auch einen anderen Ton anzuschlagen."

Marino eilte zu Erna. Einen Blick wollte er in ihr Zimmer thun, ob sie noch mit dem Vater zu sprechen habe, sehen wie es ihr gehe, sich zeigen, damit sie ohne Besorgniß seine Abwesenheit hinnehme.

Aber kaum zeigte er sich', als sie ihm die Hand entgegenstreckte und rief: „Komm, komm zu mir, ich habe Dich so lange nicht gesehn — wo warst Du?"

„Ich plauderte mit Tante Gretchen," sagte er, „die darauf brennt, Dich zu sehen. Ich habe sie aber auf später vertröstet. Du hast Dir im Gespräch mit dem lieben Papa heiße Wangen geholt."

„Laß sie, es ist Freude," warf sie ein — „und

Papa, einmal hier, soll uns seine Gegenwart noch ein Veilchen schenken, wir haben ihn so selten."

Hippolyt nahm gern noch auf dem Stuhl am Bett Platz und Erna sagte: „Ich weiß mir nichts Lieberes, als wenn zwei kluge geliebte Männer von allerlei ernsten und hohen und gelehrten Dingen reden und ich darf zuhören, wie einer den andern anregt und sie sich gegenseitig immer steigern an tiefen Gedanken und interessanten Mittheilungen; auch lieb' ich Definitionen sehr.

So sagt mir doch einmal jeder seine Gedanken über die Treue und was sie in den Augen eines jeden ihr Gutes und Schlimmes hat."

„Die Treue," sagte Hippolyt ein bedenkliches Gesicht machend und die Schultern hoch ziehend, „sie ist in der modernen Zeit mehr oder weniger ein imaginärer Begriff geworden; theils mißbraucht für starres Festhalten an überwundenen Standpunkten, theils zurückweisend auf das romantische Zeitalter eines Ritter Toggenburg und der Lächerlichkeit verfallen."

„So laß uns nicht sprechen von dem Mißbrauch, welchen die Zeit und der Unverstand mit einem ursprünglich reinen Begriff treiben," sagte Erna's leise Stimme, „sondern von diesem selbst."

„Nun," nahm er wieder das Wort, „der Begriff „Treue" ist jedenfalls nur für die Verständigen gemacht oder für die „kindlichen Gemüther," die da zu sehen pflegen „was der Verstand der Verständigen nicht sieht". Die Anderen, d. h. die Masse, werden

sie nur mißverstehen und Unsinn damit treiben. Schließlich läuft in Wahrheit der eigentliche Sinn des Wortes auf Zuverlässigkeit hinaus."

„Sehr richtig," sagte Marino, „denn der Gegensatz, die Treulosigkeit, enthält immer einen Verrath an dem uns geschenkten Vertrauen und so wird ein Festhalten an dem, was dieses Vertrauen von uns voraussetzt, nothwendig Treue sein müssen."

„O, das ist schön," sprach Erna und richtete sich auf. „Da ist ja die Art, der Grad der Treue, welcher von uns erwartet wird, in gewissem Sinne in unsrer Freunde Hand gegeben."

„In gewissem Sinne allerdings," erwiederte Marino, „doch wird von uns unmöglich vorausgesetzt und beansprucht werden können, was nicht in uns selbst begründet ist.

Die Treue ist eine Eigenschaft, welche einseitig nicht gedacht werden kann."

„Nein," sagte sie freudig, „ich kann Dir — oder Du mir — nicht treu sein in Dingen, die für den andern keinen Werth besitzen."

„Nein," gab er, sie sinnend betrachtend, zu.

„Oder die uns sogar peinlich oder schmerzlich wären, wollte der andere sie zum Gegenstande seiner „Treue" machen" —

„Halt," sprach Marino, „hier kommt der Punkt, wo der Treue Unabhängigkeit und Selbständigkeit zugesprochen werden muß. Hat sie den Trieb an einem Ziele festzuhalten, ist sie dem eigentlichsten

Kerne unseres Wesens entsprossen, so hält sie fest und darf sie festhalten, auch ohne vorausgesetzt und beansprucht zu sein.

„Vor Allem aber, sei Dir selber treu!
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend Wen.“

Erna schwieg einige Augenblicke nachdenklich: „Man kann aber auch einem nur schwer, nicht gern, aus Liebe gegebenen Versprechen treu sein,“ sagte sie sodann, Marino mit rührender Bitte ansehend.

„Eine solche Bitte wäre eine Grausamkeit der Liebe,“ entgegnete er. „Ich möchte ein derartiges Versprechen niemals zu erlangen suchen.“

Erna seufzte und schwieg. Marino, welcher den um sein späteres Glück sorgenden Gedanken Erna's aus diesem Gespräch mit Rührung herausgefühlt hatte, lenkte dieses nun in ein anderes Geleis und Hippolyt entfernte sich nach einiger Zeit.

Marino brannte der Brief auf dem Herzen, er konnte es nicht erwarten den Inhalt zu erfahren und sah die Möglichkeit dazu erst mit der Nacht herbeikommen, deren zweiten Theil er im Nebenzimmer zu ruhen pflegte.

Er mußte ihn allein lesen, Niemand durfte etwas davon gewahren, also Geduld bis zur stillen verschwiegenen Nacht. —

Heut blieb er still dem Dienste der Geliebten geweiht, ihre Ruhe zu bewachen, die noch mehrfachen Angriffen ausgesetzt schien, und ihre Kräfte durften

nicht im Voraus geschwächt werden; er ahnte, daß sie unvermeidlich würden in Anspruch genommen werden müssen. Seine Liebe gab ihm Kraft die unruhvolle Erregung zu bezwingen und still an Erna's Lager zu sitzen um sie zur Ruhe zu nöthigen.

Nach dem Mittagbrode, welches Marino auf Erna's dringenden Wunsch mit der Familie einzunehmen pflegte, während sie mit Anna in ihrem Zimmer und sogar auf ihrem Lager zurückblieb, welches sie selten nur noch und für kurze Zeit verließ, brachte Marino Tante Gretchen mit herüber und war angenehm überrascht von dem Herzenstacte, mit welchem die, sonst so unbefangen Alles herausplaudernde Frau hier die hübsche Mitte von Theilnahme und Ermuthigung festzuhalten und erheiternd zu unterhalten wußte, ohne aufzuregen.

Erna hatte nach der ersten tapfer bekämpften Erregung des Wiedersehens wirkliche Freude an der guten Tante, welche die Liebe zu ihr getrieben, ihren geliebten „Thelemann" zu verlassen, um sich selbst zu überzeugen wie es mit ihrer Krankheit stehe. „Kind," sagte sie, „das muß anders werden und es wird. Ich habe einen Hausarzt, der macht Alles gesund, was ihm unter die Hände kommt; und da ich so unglücklich bin, mir nachsagen lassen zu müssen, daß Deine Krankheit in meinem Hause begonnen und ich also Schuld daran bin" —

„Wer sagt das?" eiferte Erna dagegen.

„Ich selbst sage mir's nach, Kind, und raufe im

Geiste deshalb unausgesetzt wie Bürger's Lenore mein Rabenhaar; aber davon wird es nicht besser und so schick' ich Dir meinen Tausendkünstler gleich wenn ich nach Hause gekommen.

Nein, ich darf ja nur schreiben, wozu sollt' ich warten bis ich abreise oder plötzlich selbst drum reisen? Ich will's auch noch mit ansehen, wie er unser Herzblättchen kurirt; gleich heut schreibe ich ihm noch."

„Ach gutes Tantchen, es geschieht was geschehen kann und mehr — aber wenn's Dich beruhigen kann — Dein „Tausendkünstler" wird jedoch diesem hier" — sie nahm Marino's Hand — „nicht — die Schuhriemen auflösen."

„Na, laß sie sich messen jeder auf seinem Felde und im Zusammenwirken. Basta! Eine Tante muß auch einmal ein Wort mitreden dürfen."

Während sie so sprach, war unbemerkt von ihr Silvia hereingetreten und stand am Fußende des Bettes in ihrem Rücken, Erna mit stummen Nicken begrüßend, während sie ungestört fortfuhr:

„Da hat der Doctor jüngst erst eine wahre Wundercur gemacht an einem Bekannten — Du hast ihn auch kennen gelernt — der junge liebenswürdige Fabrikbesitzer Roeder, weißt Du, der für Silvia schwärmte und sich dann plötzlich auffallend zurückzog, als sie den schönen Grafen zu begünstigen schien — was ist Dir denn? Hast Du Dich etwa selbst für ihn interessirt? Nun, er lebt und ist Dank unserem Doctor frisch und gesund und kein Mensch hatte das

für möglich gehalten. Es war ein verstecktes Nervenfieber mit dem er lange herumgelaufen ehe es ausbrach und die Aerzte curirten auf Gott weiß was alles an ihm herum, bis unser alter Geheimerath dran kam und den Nagel auf den Kopf traf, nachdem sie ihn schon aufgegeben hatten. „Nicht die Rede davon," sagte er beim ersten Sehen, und so war's. Gleich das erste Mittel schlug an.

So wird's auch bei Dir sein. Sie kuriren auf's Herz und vielleicht ist's der Magen oder die Leber oder einfach Bleichsucht. Erst meinem Geheimrath werde ich's glauben."

Seit Silvia eingetreten war, hatte sich Erna's eine schwer zu bewältigende Unruhe bemächtigt, die Marino nicht entging. Er winkte Tante Gretchen, es heut genug sein zu lassen und sie erhob sich auch bald und sagte: „Du mußt mich rufen lassen, liebes Herz, wenn Du wohl genug bist, Dir was vorplaudern zu lassen; ich kann den richtigen Zeitpunkt nicht so treffen und sehn möcht' ich Dich gern so oft als möglich."

„Gewiß, ich auch," sagte Erna. „Komm doch recht oft auf ein paar Minuten; es wird mich freuen manchmal unvermuthet Dein liebes Gesicht freundlich fragend zur Thür dort hereingucken zu sehn. Mein treuer Wächter wird dann gewähren oder versagen, und Du nimmst es im letzten Falle nicht übel."

„Schön," erwiederte Gretchen und küßte sie zum Abschied, „Du weißt schon was ich gern habe: etwas

Freiheit und wär's der Schein davon. Wenn mir das Herz zu voll ist nach Dir, darf ich mir einen Blick holen, damit ist mir schon Viel gegeben, wenn's auch dabei sein Bewenden hat. Ach! Silvia, wie ein Geist stehst Du plötzlich da, ohne daß man Dich erscheinen hörte oder sah. Komm mit mir, Erna braucht Ruhe."

„Ich folge Dir sogleich," entgegnete Silvia und winkte ihr voran zu gehn, was sie denn auch that.

„Wie geht es Dir, Erna?" fragte Silvia jetzt unter Marino's Blicken die Maske fest zusammenhaltend. „Ich habe Dich lange nicht gesehn."

„Ich habe viel Liebes und Schönes indeß genossen," erwiederte Erna ausweichend. „Mama hat Dir wohl von meinem Besuch in Marino's" —

„verschlossener Burg erzählt," fiel Silvia ein, „die der profane Fuß einer Schwester, welcher leider noch eine ominöse Vorsylbe anhaftet, natürlich nicht betreten darf."

Es sollte ein Scherz sein, aber es war wieder ein recht herber.

Marino, wie in plötzlicher Eingebung, trat ihr näher und sagte: „Im Gegentheil, wenn es Ihnen Vergnügen macht, so bitte ich Sie mir sogleich hinüber zu folgen. Mama ist gewiß so gut Erna indeß Gesellschaft zu leisten.

Silvia schien über die Folgen ihres Scherzes erschrocken.

„Es eilt ja nicht, wir können ein andermal — ich komme wenn Erna wieder drüben ist," suchte sie ab-

zulehnen, allein er gab es nicht wieder auf, so abgeneigt Silvia auch innerlich zu sein schien mit ihm allein in seine Behausung sich zu begeben.

Marino, dies errathend, sagte jetzt: „Tante Gretchen nehmen wir auch mit" und schickte Anna, als hätte Silvia bereits zugesagt, sie zu einer Besichtigung des Thurmes einzuladen und die Mutter zu Erna herüber zu holen.

Tante Gretchen war sogleich bereit und Silvia konnte sich ohne Auffälligkeit dem Gange nicht entziehen, so unsicher sie sich auch fühlte. Es konnte wieder eine harte Prüfung ihrer geistigen Energie geben.

Indeß, es schien ja Alles einen glücklichen harmlosen Verlauf zu nehmen. Sie durfte nur manchmal in Tante Gretchen's munteres Staunen über die sinnreichen Einrichtungen und ihre Bewunderung der Arbeiten Marino's und anderer Meister mit einer kurzen Bemerkung einstimmen, denn Marino's ganze Aufmerksamkeit schien sich ja auf Tante Gretchen zu concentriren, wodurch sie sich freier und sicherer fühlte. Sie warf manchmal scheue spähende Blicke umher, wenn sie sich unbemerkt glaubte und folgte nur zögernd nach, wohin Marino mit Gretchen bereits voraus war und seine erläuternden Worte ihr verriethen, um was es sich hier handle. Wie auf dünner Eisdecke schlich sie scheu und vorsichtig vorwärts, immer gewärtig, daß der nächste Augenblick sie verschlinge.

Endlich standen sie vor der Staffelei und er enthüllte ihnen Erna's Bild, welches Tante Gretchen eine Thränenfluth entlockte.

„Ach leider, leider ist es das treuste Bild von der Welt!" sagte sie. „So sieht das arme liebe Kind jetzt wirklich aus. Ach, es ist ein Jammer! Wenn Sie sie nur früher gekannt hätten — Sie können die schreckliche Veränderung ja gar nicht beurtheilen. Ich sage Ihnen — die Frische, der Lerchenjubel, die sinnige Thätigkeit — ach und jetzt — ein Hauch von dem was früher war kaum, und drum so herzbrechend! Die Anmuth! Wie sie sich freundlich uns zuneigt und doch so traurig und ergebungsvoll." — Tante Gretchen verhüllte ihr Gesicht und weinte, und Silvia sagte, sie könne die Veränderung so groß nicht finden. Erna sei stets so zart gewesen, daß eben jeder Hauch sie umwehen mußte.

„Nun der Hauch scheint mir schon etwas vom Sturme gehabt zu haben," sagte Gretchen, „denn Erna hatte gar nichts von einem verzogenen Püppchen, das nichts zu ertragen vermocht hätte. Sie war ausdanernd und elastisch in Gunst und Ungunst des Augenblicks und rüstiger und thatkräftiger als manche Andere, die handfester angelegt scheinen mochte."

Bei dem Schluß dieser Rede bekam Silvia einen Blick aus den muthigen braunen Augen, der da sagte: „Wem das Kleid paßt, der zieh's an. Auf Erna lasse ich nichts sagen."

„Finden Sie das Bild denn auch getreu?" trat

jetzt Marino Silvia mit directer Frage an, da sie ihr Urtheil noch nicht ausgesprochen hatte.

„Es ist treu," sagte sie, „und sehr schön gemalt, doch zu ätherisch, zu vergeistigt. Erna hat doch mehr Irdisches in der Erscheinung, die Uebertreibung der Sorge hat hier den Pinsel geführt."

„Wir sehen mit verschiedenen Augen," entgegnete Marino, „Sie haben keine Sympathie für das „Aetherische," wie Sie es nennen. Als Bild beurtheilt, ohne die inneren Beziehungen, die wir zu diesem leidenden Engelsbilde haben, ist es Ihnen zu schmachtend, zu ergreifend vielleicht, auch weil sie daran denken, daß Sie Alle, die Sie Erna nahe gestanden, sie nicht zu bewahren vermochten vor jenem „Hauche", der sie tödlich berührte. — Sie lieben das kräftig Frische, das stolze Dominirende, das glänzend Schöne, das dämonisch Glühende wie hier" —

Mit einem Ruck hatte er Erna's Bild von der Staffelei gezogen und dadurch ward ein anderes, dahinter verborgenes enthüllt, bei dessen Anblick Silvia mit einem dumpfen Ausruf rückwärts taumelte und vergeblich nach Fassung rang.

„Nicht wahr," sagte Marino ruhig, „es ist von bewältigender Schönheit. Ein Apoll, ein König der Herzen, geschaffen zu siegen wo er sich zeigt" —

„Nun seh mal einer an, Silvia, das ist ja Dein entzückender „Grafenschlingel," wie er leibt und lebt und ich habe in meinem Leben eine so brillante Auffassung noch nicht gesehn. Sind Sie wieder der Künstler

gewesen? Wann und wo haben Sie ihn gemalt? Es muß schon einige Zeit her sein, denn ganz so frisch, so poetisch schwungvoll wie hier sieht er doch nicht mehr aus. Er mag auf seinem kunterbunten Lebenswege seitdem schon Manches erlebt haben."

Tante Gretchen wartete nicht immer die Antwort ab, wenn sie etwas gefragt hatte, und das kam in diesem Augenblick Marino zu statten, der noch jede Enthüllung vermied, bis er den Brief Reginald's gelesen haben würde.

Einen Einblick hoffte er jetzt gewinnen zu können, wenn Tante Gretchen und Silvia nach Hause zurückkehrten und er unter einem Vorwande noch einige Augenblicke zurückblieb.

Da er Theresa bei Erna und Gretchen bei Silvia wußte, von welcher Letzteren er jeden Augenblick ein Attentat auf Erna's Gemüthsruhe befürchtete, so konnte er ruhig einen kurzen Zeitraum für sich gewinnen.

„Ja das arme kleine Weibchen," seufzte Gretchen, als sie Marino's sinnige und liebevolle Sorgfalt in all den für sie getroffenen Einrichtungen erkannte, „den Himmel auf Erden hätte sie an Ihrer Seite haben können und der Becher des Glücks soll ihr so vor dem Munde schweben und ungeleert bleiben. Es kann auch nicht sein, hoffen wir, es wird noch Hülfe geben. —

Aber jetzt komm, Silvia, wir wollen Erna nicht so lange um ihren Marino bringen. Kommen Sie."

„Ich folge sogleich," sagte er, „bitte, Tante Gret-

chen, grüßen Sie Erna von mir und in einer Viertelstunde bin ich bei ihr."

Kaum hatten die Damen die Thür hinter sich geschlossen, als er den Brief hervorzog und ihn schnell erbrach. Eine große Anzahl engbeschriebener Blätter fielen heraus. Es war unmöglich ihn jetzt zu lesen. Er las die Eingangsworte — es war eine ausführliche, systematische Schilderung, die im Zusammenhange gelesen sein wollte — er faltete mit schwerem Herzen die Bogen wieder zusammen und mußte sich gedulden bis zur Nacht.

Und auch von dieser Nacht weilte er die erste Hälfte wie allnächtlich an der Geliebten Bett, weil dies die angstvollsten Stunden für sie zu sein pflegten.

Gegen Morgen endlich, als sie sanft schlummerte, überließ er seinen Platz der treuen Anna und begab sich in das Nebenzimmer; und auch jetzt nicht um zu ruhen, sondern um endlich die heißersehnte Lösung des unseligen Räthsels zu erfahren.

Und mit tiefem Ingrimm, mit bittersten Empfindungen und doch mit Jubel, daß endlich der Friede Erna's in seine Hand gegeben, las er bis an den hellen Tag die Enthüllungen seines Bruders Reginald, für welche wir ein neues Kapitel beginnen.

Siebentes Kapitel.

Reginald an Marino.

„Unter den vielen ungünstigen Fügungen des Schicksals kommt wohl auch einmal eine günstige vor, welche den Lebensmuth und den Glauben an das Glück trügerisch belebt.

Daß Dein Brief, lieber Marino, mich hier im fernen Welttheil, wenige Wochen nach meiner Ankunft und da ich noch ohne festen Fuß gefaßt zu haben umherirre oder suche, wo eine bleibende Stätte für mich zu finden wäre, so lange mir zu rasten gefällt — daß der Brief mir unter solchen Verhältnissen wirklich zu Handen gekommen, ist eben so merkwürdig als uns beiden erwünscht.

„Du, mein weichmüthiger Marino, empfindest aus Liebe zu einem Wesen das heftigste Verlangen, gewisse Räthsel gelöst zu sehn, um die Ruhe und den Frieden dieser theuren, damit verknüpften Person wieder herzustellen; ich aber empfinde eine lebhafte Genug=

thuung, Dir die gewünschte Lösung zu geben und zwar in reellster unverfälschtester Aufrichtigkeit.

Du mußt Dich aber mit Geduld wappnen, denn mit kurzen dürren Worten ist das nicht gethan. Es blieben Dir dann noch tausend Fragen und Zweifel, deren Beantwortung einzuholen abermals — und zwar im besten Falle — Monate kosten würde; doch könnte es auch sein, daß Deine Zuschriften mich nicht bald oder gar nicht auffänden und die Antwort bliebe Dir gänzlich aus.

Lobe nicht meine rücksichtsvolle Besonnenheit, Marino, sie entspringt weder meinem vernünftiger und rücksichtsvoller gewordenen Charakter, noch meiner brüderlichen Nachgiebigkeit in Deine Wünsche; es ist etwas wie Freude an rächender Vergeltung, es mag ehrliche, nackte Rache sein, die mich lockt, und ich befinde mich in der angenehmen Lage, sie nicht nur am besten dadurch auszuüben, daß ich die reine und genaueste Wahrheit sage, sondern daß ich sie Deiner Meinung nach auch sagen muß, um ein schweres Unrecht an einer dritten Person gut zu machen, welche leider in diese Schicksale verknüpft worden ist. Ich kann Dir auch sagen, daß ich die Gelegenheit dieser dritten Person Genugthuung zu verschaffen auch aus eigenem Antriebe gern ergreife, um etwas wie einen Stachel aus der Seele zu bekommen, den mir sonst die ganze Angelegenheit an und für sich nicht hinterlassen hätte.

Im Rausch des Augenblicks — Du kennst mein

heißes Blut — geht man oft gedankenlos über etwas fort, benutzt etwas für seine Zwecke, das man später, nach eingetretener Ernüchterung wohl bedauert, zertreten oder zerschellt am Wege liegen zu sehn. Doch das Leben ist ein Kampf und jeder sehe, wie er zu seinem Theile gelange und sorge für sich selbst.

Man ist zu oft selbst Opfer, um es nicht auch ertragen zu lernen, daß Andere uns geopfert werden. So gewöhnt man sich leichter über Thränen zu denken, die auf unseren Weg gestreut werden und — trocknet dafür auch wohl mal andere.

Aber was spreche ich von Thränen — hier war es ein trockenes starres Kinderauge, über dessen stummes Mahnen mein Weg achtlos hinwegführte und das mit für mein Temperament ungewöhnlicher Hartnäckigkeit hier und da auftaucht und wieder so starr und trocken mir entgegenblickt.

Ich glaube, wenn die Augen geweint hätten, so erinnerte ich mich ihrer wohl nicht mehr. Weinen ist leicht, das können die Frauen zumal vortrefflich. Sie schwemmen damit Alles fort, was sie Leid nennen, und so wie sie in Thränen zerfließen, ist ihnen geholfen.

Aber diese abschließenden Thränengüsse hat dieses trockene starre Auge nicht geweint und darum blickt es mir nach, als habe es noch eine Forderung an mich, die es unerbittlich einzutreiben denke.

Daß unter allen Bewohnern des europäischen Continents gerade Du, Marino, zum Anwalt dieses

Wesens werden mußtest, das ist ein seltsam harmonischer Zusammenklang, welcher mir fast den Glauben an eine ordnende Hand da oben über den Wolken des Erdendaseins erwecken könnte, wenn nicht eben der Zufall in seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit auch einmal eine so zutreffende Gestalt anzunehmen vermöchte.

Ich hatte Dir noch nie so viel zu sagen, als über diese Sache, und nie wirst Du ungeduldiger gewesen sein, den Kern derselben zu erfahren. So laß mich denn nach dieser Einleitung mit meiner Erzählung beginnen, die ich so schnell als möglich zu Dir zu befördern suchen werde, und da das Postschiff übermorgen seine Rückreise antritt, so soll eine meiner Nächte auch einmal einem ernsten Zweck gewidmet sein.

Wir hatten lange nichts von einander gehört, Marino. Wo ich mich aufgehalten, was ich getrieben, — laß das Fragen. Ich bin nicht so schlimm als Du meinst, ich nehme die Welt wie sie mir entgegentritt und genommen sein will; etwas vom Weltverbesserer und wär's, daß ich den Anfang bei mir selber machte, wie Du es stets gethan und gepredigt, steckt nicht in mir. Die Menschen, die allgemeinen Verhältnisse machen mich zu dem, was ich bin. So will das Leben mich haben und so hat es mich: Schön, kühn, glänzend, gebieterisch — leichtsinnig. O, der Thor, welcher Tiefsinn vorzieht und in starrem Festhalten an gewissen Lebensdogmen die Blumen un-

gepflückt läßt, mit denen das kurze Leben ihn allseitig lockend umblüht. Im Leichtsinn rauscht das Leben in glanzvollen Bildern an uns vorüber, die uns die wechselvollsten, pikantesten Schicksale vor Augen führen — vorbei — ein ander Bild!

Tiefsinn, Du nennst es Ernst, ist graue schreckliche öde Langeweile. Da geht einer einsam seines Weges und schaut in die Wolken, die grauen, ballenden, drohenden — und der Leichtsinn — kränzt seinen Becher und — was ihn nach Luther zum weisen Manne macht — liebt Wein, Weiber und Gesang — das ist jedenfalls bedeutend kurzweiliger, als Wolkenguckerei. —

Also in Wiesbaden, wo der Tiefsinn vom ächten Schrot und Korn seine Stätte hat und seine drastischesten Bilder auf- und abrollt, da wollte das Glück mir wohl und mit reichlichen Mitteln ausgerüstet kam mir der närrische Einfall, den früheren Schauplatz meiner — meines Leichtsinns, oder auch meiner lebensphilosophischen Bethätigungen, die Residenz unseres Landes, aufzusuchen.

Es waren fast acht Jahre her, seit damals die Streiche des „tollen schönen Grafen“ allen Schichten der Bevölkerung die Zügel der Phantasie in die Hände gaben, womit die angeborene Sensationsneigung der Welt aus jeder Mücke einen Elephanten machte. Manchmal bedauerte ich damals, nicht selbst auf die Idee eines Meisterstücks verfallen zu sein und

es in der That ausgeführt zu haben, welches das Gerücht als von mir begangen umhertrug.

Ich hatte jetzt Lust, einmal wieder zu versuchen, wie sich's da leben ließe. Ja, ich empfand sogar eine Anwandlung, in welcher es mir als möglich erschien, in ein bestimmteres Geleis einzulenken und — höre und staune, doch zweifle nicht — irgend einer Thätigkeit mich zu weihn.

Es schien mir gar nicht sehr schwer zu unserem genialen Reichskanzler zu gehn und zu sagen: „Mann mit dem großen Auge, sieh zu, ob Du etwas aus einem Menschen wie ich, der aus sich selber nichts zu machen weiß, zu machen weißt."

Es schien mir gar nicht unmöglich, daß ich auch hier „kommen, sehen und siegen" könnte wie überall, daß in seiner Brust der Gedanke keimen könnte, „es wäre doch schade, die gute Regung dieses Prachtstückes von einem — „Grafen" nicht zu bestärken und daß er mir irgend wo einen Platz anwiese, auf welchem ich zeigen könne was — nun, wie er mir zu Gesicht stünde.

Ich kam an, stieg in einem der ersten Hotels ab und wollte gleich morgen den beabsichtigten Gang unternehmen.

Du siehst mich vorwurfsvoll an, daß ich über Dich weg an einer anderen Stelle die helfende Hand gesucht — laß sein, Marino, Du hättest es auch so begrüßt, mich „vernünftig" geworden zu wissen und — weißt Du, wenn ich es auf eigenen Füßen wurde,

dann hatte es nicht das Demüthigende, nicht das Zu-Kreuz-Kriechende, was mir widerstanden hatte und Du mir gern erspart. Du siehst ich bin aufrichtig.

Ich wollte morgen zum Reichskanzler gehn, heut mir die Physiognomie der Stadt besehn, die sich verändert hatte, seit ich sie verlassen. Am Mittagstische im Hotel horchte ich auf die Gespräche der Gäste, um mir — meinen Vers daraus zu machen.

Aber sie redeten von höchst profanen Dingen; nicht von Staat und Politik, nicht von weltbewegenden Fragen, nicht von das Allgemeine berührenden Interessen; höchst spießbürgerlich drehte sich die Unterhaltung um einen Ball, welchen der Compagnon eines der jetzigen Industrie-Könige morgen gäbe um seinen zehnjährigen Eintritt in das Geschäft zu feiern.

Es wurde noch Manches darüber hin und her geredet und ich erfuhr Folgendes dadurch. Der Compagnon, ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren mit einer noch ziemlich jungen Frau und einer Anzahl kleiner Kinder, war aus dem Arbeiterstande hervorgegangen und hatte als intelligenter Werkführer in dem großartigen Etablissement seines jetzigen Compagnons, nnd durch seine Tüchtigkeit, dessen Vertrauen in einem solchen Grade erworben, daß ihn dieser ohne eigene Mittel zum Theilnehmer im Geschäft machte und der junge aufstrebende Mann in einer geringen Anzahl von Jahren bereits in einem soliden Wohlstande sich befand.

Es drängte ihn nun seinem dankbaren und freu-

digen Gemüth an dem Tage, welcher vor zehn Jahren sein Glück begründete, einen Ausdruck zu gestatten und so gab er in weiten Kreisen seine Einladungen aus.

Da er durch Herrn Thelemann, den Geschäftsinhaber — welcher, den höheren Beamtenkreisen entsprossen, wie ihm nacherzählt wurde aus dem Modell eines Seeschiffes, welches als Kind seine Bewunderung erregt, seine Zukunft auferbaut hatte — mit den gebildeteren Kreisen in Verkehr gebracht worden war, so fand sich zwanglos eine aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung zusammengesetzte Gesellschaft im Hause zusammen.

Herr Thelemann selbst hatte eine allgemein als liebenswürdige gerühmte Frau aus vornehmer und reicher Familie, aber keine Kinder, worüber die sonst sehr glücklichen Leutchen sehr traurig sein sollten.

Jetzt aber befanden sich zwei Nichten zum Besuch im Hause, die eines Theils ihrer Schönheit und Eigenthümlichkeit wegen, und anderen Theils, weil man in ihnen die muthmaßlichen dereinstigen Erbinnen zu sehn meinte, das allgemeine Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen.

Es waren unter den Tischgästen des Hotels einige, welche sie gesehn hatten und genug von ihnen zu sagen wußten, um die Lust, ihre Bekanntschaft zu machen, zu erwecken.

Ich beschloß bei dem Balle zu sein, wo sie na-

türlich nicht fehlen konnten, gab meine Karte ab und erhielt meine Einladung.

Daß an diesem Balle allein die schönen Schwestern mich interessirten, brauche ich nicht erst zu sagen und halte mich also bei der Schilderung anderer Dinge nicht auf.

Von der ersten Vorstellung an folgten mir die grüngoldig dunklen Augen der einen der Schwestern, welche ich „Maiennacht" im Geiste taufte und im Gegensatze zu ihr die zarte lichte rosige Blondine, ihre Schwester, „Maientag."

Du weißt — daß mir die Augen der Leute folgen, bin ich gewöhnt; diese Augen aber hatten etwas, das zu locken und zu drohen zugleich schien und dünkten mich pikanter, als alle die mir je gefolgt. So berauschte ich mich denn an dieser „Maiennacht" in träumerischer Hingabe, ohne mir klar zu sein, was ich eigentlich wollte. Ich bemühte mich, sie für mich einzunehmen, solchen Spiels gewohnt und fragte mich neugierig, was wollen diese Augen von mir? Ist es wieder nur mein Aeußeres, welches sie so an mich fesselt, wenn sie sich unbeobachtet glaubt? Eine der sentimentalen Schönen mit sittig niedergeschlagenen Augen ist sie nicht — langweilig verspricht der Verkehr mit ihr nicht zu werden — sehen wir zu was daraus wird.

Sie war diesen Abend von dämonischer Schönheit, welche durch eine entzückende Toilette gehoben ward; bleich, dunkel, düster, rosenroth umwallt mit Silber-

hauch über dem Flor, schwarzen wehenden Locken den Nacken entlang, Rosen in der Lockennacht, am Busen, dem Kleide, in den Händen.

In einer langen Reihe Gesellschaftszimmer vertheilte sich die Gesellschaft nach Belieben. Ich fand mich bald mit „Maiennacht" in einem lauschigen blumengezierten Erker, vor welchem ich im Gespräch mit ihr durch die Säle promenirend zögernd stehen geblieben, als wage ich nicht, sie zu dem einsamen Plätzchen zu führen, trotz meines Wunsches.

Sie setzte sich unbefangen und sagte: „Ruhen wir ein wenig, unsere Füße werden noch sehr in Anspruch genommen werden."

Ich bat um ihre Tanzordnung und schrieb meinen Namen zu dem ersten Walzer und dem Cotillon.

„Sehr eigenmächtig," bemerkte sie lächelnd.

„Dem Kühnen gehört die Welt," entgegnete ich eben so.

„Treffen aber zwei Kühne zusammen — wie dann?" fragte sie scherzend und die Sterne der „Maiennacht" glühten mich streitlustig an.

„Dann — Kampf auf Leben und Tod," lachte ich, „also besser, der eine Theil ist fügsam und welchem Theil diese Aufgabe zufiele, ist nicht schwer zu entscheiden, wenn — wie hier — von Mann und Frau die Rede ist." Ich hielt sie unter meinem bannendsten Blicke, doch sie sagte spöttisch:

„Natürlich — kein Zweifel, daß Bescheidenheit

dem Starken ziemt. Welch ein ächter Mann möchte gegen ein Weib kämpfen?"

„Geschlagen," sagte ich demüthig, „gänzlich geschlagen," und sah eine stolze Freude darob in ihrem Auge auflodern.

Meine Blicke sagten desto mehr, je stummer ich nun einige Augenblicke neben ihr saß.

„Wo haben Sie denn gelebt, bisher?" fragte sie, um die Stille zu unterbrechen und wohl auch um etwas Näheres über ihren sichtlichen Verehrer zu erfahren.

„Ueberall, wo es mir gefiel. In dieser glücklichen Lage befand ich mich. Ich reiste meist. Zum Stubenhocker und Gelehrten besaß ich keine Anlagen. Mich lockt das ewig bewegliche Leben, das bunt Kaleidoskopische des Daseins.

Ein weibliches Gemüth, nicht wahr, meine Gnädige, kann dies weder verstehn, noch loben?"

„Müssen denn alle Frauen sich gleichen?" sagte sie lebhaft. „Ich habe stets das Verlangen gehegt, etwas von der Welt zu sehn, etwas zu erleben, nicht nur unsere Kleinstädter zu becomplimentiren und zu nähen" — sie sagte das mit verführerischer Indignation — „Deshalb bin ich ja hier und denke mit Schrecken an meine einstige Heimkehr in das armselige Nest."

„Sind Sie dieser Heimkehr so gewiß?" fragte ich, „müssen Sie denn, wenn Sie nicht wollen?"

„Sie demoralisiren mich," sagte sie klagend, „muß

denn eine wohlerzogene Tochter nicht sich stets im elterlichen Hause am wohlsten fühlen?"

O, der Blick! was sagte er nicht alles! Es überraschte dann gar nicht mehr, als sie, die Lider über die gefährlichen Augen senkend, mit tiefem Ernst hinzusetzte: „Bei mir ist es freilich etwas anderes."

Ich war zu diskret ihr die Ursach zu dieser schmerzlichen Andeutung vom Rande der Lippe zu nehmen, auf welchem sie sichtlich schwebte. Später erfuhr ich, daß sie eine Stiefmutter hat.

„So schlagen Sie sich vorläufig den Gedanken an die Abreise aus dem Sinn und genießen wir den Augenblick."

„Wir?"

„O, achten Sie nicht auf meine Zerstreutheit," sagte ich, „ich glaube, es ist der Rosenduft, der mir den Kopf benimmt."

„So will ich Sie davon befreien," sagte sie und erhob sich, ohne auf meine Versicherung zu achten, daß die Befangenheit süß und wonnig sei — doch da ließ sich die Musik vernehmen und sie reichte mir ihre Hand zum Tanz.

Da wir nun schon vor dem eigentlichen Beginn des Balles so weit in unserer Bekanntschaft vorgerückt waren, läßt sich's begreifen, daß ich im Cotillon bereits es wagen durfte, mit ihr zu berathen, wo uns wohl Gelegenheit werden könne, uns öfter zu sehn. Hier im Hause konnte es zuweilen geschehn, ich hatte mir Zeit genommen, mich für das Geschäft

des Gastgebers zu interessiren und von ihm die Einladung erhalten, die Fabriken an einem der nächsten Tage zu besehn und bei ihm zu speisen. Mit der Frau stand ich gleichfalls bereits auf dem besten Fuße und ganz hatte ich ihr Herz gewonnen, als ich, ein paar kleine Blondköpfe zur Thür hereingucken sehend, diese hervorzog und ihnen im Fluge ein tolles Märchen erzählte, daß sie im Chor lachten und kicherten und nur mit mütterlicher Gewalt wieder von meinen Knieen und Schultern herab und in's Nebenzimmer zu bringen waren, aus welchem sie aller Augenblicke wieder hervorguckten und riefen: „Du Schöner! Fremder Graf! Du mußt bald wieder kommen."

Im Hause Onkel Thelemann's konnte ich natürlich auch Besuch machen, aber das versprach alles noch zu wenig. Ich frug nach den Bekannten des Hauses, um später dort meine Besuche zu machen.

Einmal dachte ich dazwischen: es paßt jetzt nicht in meine Pläne; ein andermal: Warum nicht? Wenn sie eine Erbin ist, so steht einer Heirath sogar nichts im Wege, vorausgesetzt, daß die Eltern sie mir geben.

Und wieder dachte ich: Warum nicht? Sie ist eine Bürgerliche. Der Grafentitel deckt in bürgerlichen Augen wohl noch eine schlimmere Vergangenheit zu, als die meine; sie ist ein „Fräulein Werder" und soll „Gräfin Seebeck" werden.

Soll sie? Oho, das wäre doch noch sehr zu bedenken. —

Zuweilen befremdeten mich an diesem Abend gewisse traurig sinnende Blicke, mit welchen „Maientag“ Schwester „Maiennacht“ aus der Ferne betrachtete und für welche letztere, wenn sie sie bemerkte, nur ein unwilliges sich Abwenden zur Antwort hatte. Ich hatte nicht Zeit dabei zu verweilen, Silvia, wie ich sie schon nach wenigen Begegnungen später nennen durfte, hielt mich gefesselt mit Gewähren und Versagen. In einem Augenblick war sie weich und schmelzend, im anderen stolz und unnahbar.

Dieser Stolz reizte mich. Er mußte besiegt werden, das forderte meine Eitelkeit. Und er würde besiegt werden, das zweifelte ich nicht. Kannte ich doch die Frauen. —

Nun, wir sahen uns oft, bald fast täglich.

Silvia wußte sich von der Schester zu emancipiren, die ihr anscheinend mit rührender Neigung und Treue ergeben war; wie Silvia indeß meinte, „eine unerträgliche Aufpasserin.“ Ihre Musikstudien beschäftigten sie einen Theil des Tages und diesen benutzte Silvia, um mich bei einer „Baronin Lemke“ — forsche Keiner nach ihrem freiherrlichen Stammbaum, aber in diesem Falle war die „Baronin“ vor dem Namen „Lemke“ entschieden von Wirkung — zu treffen. Daß Frau Lemke keine andere ist, als die Wittwe unseres früheren Gutsnachbarn, welcher durch Unglücksfälle um Haus und Hof kam und seine Frau in ziemlich beschränkter Lage zurücklassend, aus Kummer

über diesen Ruin seiner Verhältnisse starb, hast Du bereits errathen.

Ich hatte sie zufällig auf der Straße getroffen. Es ist, wie Du weißt, eine Frau von guten geselligen Formen, die früher als Gutsbesitzerin sich stets nach dem Adel gesehnt. „Man hat ja gar keinen Titel so, Frau Gutsbesitzerin ist doch keiner; da hülfe die „Frau Baronin“ oder „Frau von“ gut aus,“ pflegte sie ihrem Manne in den Ohren zu liegen, der aber keine Passion für den Adel hatte, im Gegentheil mit dem Volke gegen denselben Front machte.

Ich redete sie scherzweise „Frau Baronin“ an und sie nahm es hin, als sei es ganz in der Ordnung und war die Freundlichkeit selbst gegen den „Herrn Grafen“, den sie „als Kind so oft auf den Armen geschaukelt.“ Sie lud mich ein, ihr doch „die Ehre meines Besuches“ zu schenken und in einer müßigen Stunde, da ich eben an ihrer Wohnung vorüber ging, that ich es.

Ich traf ein paar Damen bei ihr, neue, erst nach dem Tode ihres Mannes in der Stadt gemachte Bekanntschaften, unter denen ich eine der Gästinnen von von jenem Balle wieder erkannte, auf welchem ich Silvia kennen gelernt.

Du weißt, daß ich manchmal einen etwas übermüthigen Humor besitze. Zugleich blitzten mir wunderliche Gedanken durch den Kopf. Ich nannte Frau Lemke unausgesetzt vollkommen ernsthaft „Baronin“, und sie that, als höre sie es nicht. Die Gesichter

der Damen aber verriethen ihr Erstaunen und eine derselben vermochte die Bemerkung nicht zu unterdrücken: „Aber, liebste Lemke, seit wann sind Sie denn Baronin?"

Ich antwortete statt ihrer: „Frau Baronin Lemke hat zwar in der Beschränkung, in welcher seit einigen Jahren ihre sonst so glänzenden Verhältnisse sich befinden, ihren Freiherrinnenstand verläugnet, indeß, wir älteren Bekannten nehmen davon keine Notiz."

„Sie sollten nicht so reden," sagte sie doppelsinnig, aber ich blieb bei meiner „Baronin" und ihre Freundschaft stieg von Minute zu Minute.

Ich rief im Gespräch mit meiner fremden Ballgenossin den gehabten Genuß mir zurück und erweckte das Verlangen der Lemke, die schönen Thelemannschen Nichten zu sehen, von deren Ruhm ihre Gästin unter meiner Assistenz überfloß. Die Dame versprach, die Bekanntschaft bei sich zu vermitteln, indem sie Frau Bering, die Gattin des Thelemann'schen Compagnons, mit den Schwestern zum Kaffee einlade, worüber die Baronin Lemke, wie nun auch die Damen sie nannten, über die Maßen froh war und gewiß zu kommen versprach.

Auch ich war dessen ungemein froh und hoffte eine Förderung meiner Wünsche und Pläne dadurch.

Zum Reichskanzler war ich noch nicht gegangen. Silvia, wie ich sie sehen, was ich ihr sagen wolle, nahm vorläufig alle meine Gedanken in Anspruch. Das Andere hatte Zeit.

Ich besuchte die Lemke bald wieder und fand sie entzückt von den schönen und liebenswürdigen Mädchen. Sie hatte mit Silvia viel von mir sich unterhalten und vertraute mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich eine Eroberung gemacht, auch, daß Silvia ihr auf ihre Bitte für morgen Vormittag einen Besuch versprochen habe.

Natürlich machte ich ihr zur selben Stunde den meinen. Die Schwester hatte zu dieser Morgenzeit ihre Musikstunden und die Freundschaft der Baronin und Silvia's befestigte sich so sehr, daß Silvia fast alle Morgen bei ihr einsprach.

Sie ließ es sich ohne Bedenken gefallen mich täglich dort zu finden — dennoch machte ich keine Fortschritte in ihrer Gunst. Sie ließ mich eine leidenschaftliche Neigung mehr ahnen als daß sie mir Gewißheit geworden wäre, und endlich sprach sie vom Abreisen und ich war noch zu keiner Entscheidung mit ihr gekommen.

War sie weich und elegisch, so raubte sie mir fast die Fassung und dann wieder entzückte mich ihr jungfräulicher Stolz, der sie ganz unnahbar machte.

Sie war wirklich keine von den gewöhnlichen Frauen, welchen das Herz mit dem Verstande davonläuft.

Damals bewunderte ich das an ihr und es reizte mich zugleich, sie um jeden Preis zu erringen. Aber — Du weißt, ich habe mich niemals besser dargestellt als ich bin — ich wollte, sie sollte mich

ganz kennen und lieben, wie ich eben bin, lieben, wie ihr Herz sie zu lieben trieb — sollte einmal geliebt werden, so sollte es eine Liebe sein, die Allem zum Trotz ihre vollkommene Freiheit behauptete.

Bestand Silvia auf einer Vermählung, so sollte diese Statt finden jedem Hindernisse zum Trotz, ich wollte sie lehren jede Fessel, die sie drückte, von sich zu werfen und mit mir das heitere wechselvolle Dasein zu genießen, ohne die anspruchsvollen Schranken dominirender Familienrücksichten. Besser noch sie erhob sich zu jener Freiheit der Anschauungen, welche von dem Herzen und der Leidenschaft allein sich Gesetze vorschreiben läßt und der Sanction Anderer entbehren kann.

Mein mußte sie sein, sie besaß Charakter und Leidenschaft und ich dachte sie ist das Weib, das mich zum brauchbaren Menschen machen könnte, wenn sie mich wirklich lehrte, an Verständniß, ja an Liebe zu glauben. Alles was ich bisher empfunden, hatte den Namen Liebe nicht verdient, hier war meine Empfindung eine ruhelos aufreibende, ich wußte, daß ich Silvia nicht lassen konnte, koste was es wolle.

Ihre Stimmung verdüsterte sich, sie kam nicht mehr so oft zur Lemke, und wenn sie kam, war sie zurückhaltend, ja unfreundlich zu mir, während ihre Blicke verhaltene Leidenschaft verriethen, und erwähnte ihrer nahe bevorstehenden Abreise. Ich mußte sie allein sprechen, ging früher fort, paßte ihr auf und begleitete sie.

Ich sagte ihr, daß ich rasend sei vor Liebe zu ihr und ihr Auge antwortete: „ich auch!" Doch frug es weiter: „und was nun?" Der Mund aber schwieg.

„Was nun?" sagte ich, „braucht's noch Etwas in der Welt, wenn wir uns lieben? Was willst Du? Sprich! Du wirst das freie kühne stolze Weib sein, das keine andere Rücksicht mehr als seine Liebe kennt, und ich der freie kühne stolze Mann, der die Erfüllung unseres Glückes allen Drachen des Vorurtheils aus den Zähnen reißen wird."

„Eine seltsame Werbung," sprach sie und ließ sich, meinen Arm nehmend, in die Gänge der frühlingsknospenden Anlagen führen, welche sich an diesen Stadttheil schlossen.

„Ja, eine seltsame Werbung," sagte ich, „für eine seltsame Liebe. Denn sieh, ich habe es niemals für möglich gehalten, daß ein Weib solche Gewalt über mich erlangen könne, wie Du, daß ein Weib zu der Größe sich aufschwingen könne vor der Ungebundenheit eines Charakters wie der meine nicht zu erschrecken, der sich ihr rückhaltlos enthüllte, daß ein Weib das Trotzige, Wilde, das abentheuernd Wagende in meiner Natur lieben und verstehen könne. Du bist trotzig und wild wie ich, Dich drücken die Fesseln peinlicher Familienbande, wirf sie von Dir, Silvia, Du liebst mich, und folge mir! Ich will Dir zeigen was Leben heißt!"

„Ja, ich liebe Dich," sagte sie jetzt leidenschaftlich, „und ich will die Deine sein, trotz aller muthmaßlichen Hindernisse.

Mein Vater wird indeß seine Einwilligung nicht früher geben, als bis Du eine feste Stellung einnimmst, welche in der Gesellschaft ihr richtiges Ansehen genießt."

„Das glaube ich," höhnte ich, „und machst auch Du Deine Liebe davon abhängig?"

„Ich!?" sagte sie mit sinnbethörendem Ausdruck und schmiegte sich fester an mich. „Wenn Du einen Geistlichen findest, der uns traut, so stelle meine Liebe sofort auf die Probe.

Da siehst Du, wozu sie fähig ist. Dein will ich sein, Du Wilder, Gewaltiger, mit Dir wird das Leben That sein, seliger Genuß, nicht laue schmacklose widerliche Kost, die zu genießen nun nicht länger möglich ist.

Um Dich, will ich dulden, warten, lügen, trügen, um Dich jedes andere Gefühl schweigen lassen." —

„Doch die Polizeiehe nicht entbehren," warf ich ein.

Sie sah mich an, als verstehe sie nicht, was ich sage, und dann ging sie schweigend an meiner Seite.

Ich sagte ihr, daß zu einer Trauung ein zweimaliges öffentliches Aufgebot, die Einwilligung der Eltern und alle möglichen Papiere gehörten, die wir nicht herbeizuschaffen vermöchten.

„So geh endlich zum Reichskanzler, von welchem Du eine Stellung erhoffst; dann steht Deiner Werbung beim Vater nichts entgegen.“

„Ach, Silvia,“ sagte ich, „wo bleibt da das Freie, Wilde, Trotzige, das meine Natur verlangt? Ein Amt, ein Weib, eine bürgerliche Trauung mit Straßenauflauf und salbungsvollen Worten, ein Leben am Gängelbande — die alte landläufige Schablone — und ich! und Du! Wollen wir uns bannen lassen auf einen langweiligen Fleck Erde und draußen lockt die schöne freie Welt.“

„Du wirst einen Geistlichen finden, der uns ohne alle diese Formalitäten traut,“ sagte sie. „Da ist der alte Prediger bei der Kirche in unserer Vorstadt. Er legt binnen einigen Wochen sein Amt nieder — er riskirt dabei nichts. Er ist hinfällig und krank, sie können ihm nichts thun, eine Geldstrafe bezahlst Du für ihn.“

Das Mädchen war unbegreiflich klug. Wie rasch entsprang ihrem Köpfchen in der Noth des Herzens der rettende Gedanke! Meinetwegen diese Trauung, dann war sie mein, trotz allen Banden und Hemmnissen — der Schein von „bürgerlicher Ordnung“ war zu ertragen. Wir frugen nach nichts, und gehörten uns, ohne Abhängigkeit von dem Willen Anderer. —

Ich ging, um kurz zu sein, zu dem Geistlichen. Dem alten ehrlichen Manne war leicht ein Mährchen aufgebunden, das ihm den erbetenen Act als ein

Opfer der Menschenliebe darstellte und da ich ihm bewies, daß er nichts zu befürchten habe, und ich die einzig mögliche Geldstrafe für ihn tragen werde, so ließ er sich bereit finden uns zu trauen, doch blieb er fest bei der Bedingung stehen, es müsse ein Mitglied der Familie der Braut und ein oder zwei andere Trauzeugen dabei sein.

Auch diese Schwierigkeit wußte Silvia zu heben.

„O," sagte sie mit flammenden Augen, „da ist ja Stoff für meine kleine enthusiastische Stiefschwester, die immer davon schwärmte, durch irgend eine große Liebesthat mir die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu beweisen."

„Sie wird es nicht thun," sagte ich, unwillkührlich an die traurig sinnenden Augen denkend, „verschonen wir sie damit."

„Sie wird es thun — lassen wir ihr das ersehnte Glück zur Märtyrerin an ihrer Stiefschwester zu werden," sagte Silvia. „Stockt Dein Fuß, mein Wilder, Trotziger, bei dem ersten Hinderniß? Noch acht Tage gehören uns."

„Nein, das Leben!" rief ich, „denn bist Du erst mein, dann reisen wir zusammen durch die weite Welt!"

Das Mährchen von der reisenden Baronin Lemke wurde jetzt geschmiedet, um Silvia ohne Aufsehen aus den Banden der Verwandten zu erlösen. Die Lemke sollte wirklich mit Silvia abreisen, in Dresden aber

schon wollte ich sie erwarten, und erstere mit den Mitteln für einen wochenlangen Aufenthalt in Dresden ausgerüstet zurücklassen, während wir weiter hinaus vom Leben uns tragen ließen.

Silvia frohlockte in dieser Aussicht und ich war fast erstaunt, mit welcher Leichtigkeit sie alle Schwierigkeiten zu umgehen wußte, wie sie vor nichts zurückschreckte, was unser Vorhaben fördern konnte.

Die Lemke mußte nun in das Vertrauen gezogen werden. Ich sagte ihr, daß ich mich heimlich mit Silvia verlobt habe und sie zum Trotz aller Welt als mein eheliches Weib heimführen wolle.

Sie hatte Sinn für Romantik, ich bewies ihr, daß ich von jetzt an ein geregeltes nützliches Leben führen wolle, daß der vollendeten Thatsache gegenüber ein Vater seine Einwilligung nicht länger zurückhalten könne und bat sie, der Schutzgeist unserer Liebe zu sein.

Da sie, wie sie erklärte, von meinen „ernsten Absichten" sich überzeugt habe, so wolle sie der Bedenklichkeiten aus „Freundschaft" für uns nicht achten und wir möchten auf ihren Beistand zählen. Ein alter, bei ihr als Untermiether wohnender Gelehrter wurde von ihr ausersehn, den dritten erforderlichen Trauzeugen abzugeben, doch sollte er erst am Tage der Hochzeit von der Nothwendigkeit, einen ausgebliebenen Trauzeugen zu ersetzen, unterrichtet werden.

Ich besaß noch einige tausend Thaler, mit Hülfe des regelmäßigen Zuschusses, welchen Du, Marino, aus Deinen eigenen Mitteln, nachdem ich die meinigen erschöpft, mir vierteljährlich gewährtest und welchen ich ohne Bedenken nahm, da ich weiß, mit wie Wenigem Du selbst zufriedengestellt bist.

Silvia verhieß andere Summen, bis ich mein eigenes Einkommen auskömmlich geregelt haben werde.

Ich fragte, „und wenn dies nicht gelingt?"

„O, Erna ist ja steinreich," sagte sie. „Sie wird in wenig Jahren majorenn, ich erhalte dann von ihr was ich will. Bis dahin giebt sie was sie hat, ich verbrauche fast immer ihr halbes Taschengeld mit dem meinigen. Mama ist auch freigebig und Erna darf nur fordern.

Tante Gretchen muß auch noch ein Geldgeschenk hergeben, ehe ich gehe," lachte sie, „und zwar ein nobles."

Sie nahm das Leben leicht wie ich. Nur sonderbar, daß es mir an ihr, trotz der Freude, die es mir gewährte, doch nicht ganz so unbedenklich schien als bei mir, dem Manne, dem die Welt gehört.

Ich mahnte sogar noch einmal, ob wir Erna nicht aus dem Spiel lassen könnten? Ob sie uns nicht verrathen und Alles verderben würde?

„Ihrer bin ich gewiß," entgegnete sie, „dafür laß mich sorgen." Nun kam das Geburtsfest des Onkels, zu welchem auch ich geladen war. Den folgenden

Tag sollte die Trauung stattfinden und ich nach Dresden vorausreisen, den nächsten mir Silvia mit der „Baronin“ folgen.

Während des Festes wollte Silvia mit Erna sprechen.

Das schöne Kind mit dem Vergißmeinnichtkranz auf dem flüssigen Gold, das vom Haupte über den sanft geneigten Nacken bis weit über den Gürtel herabrieselte auf das luftige weiße Gewand, sah heut nicht mehr so rosig und maienhaft aus, als am Tage unserer ersten Bekanntschaft.

Die traurigen Augen hatten etwas Vorwurfsvolles, wenn sie mich mit Silvia sprechen sahen.

„Sagtest Du ihr bereits?“ fragte ich; doch sie hatte noch nichts gesagt.

„Warum sieht sie uns denn so schmerzlich an?“

„Weil sie sich Sorgen macht, daß ich mir von Dir den Hof so unverholen machen lasse, und sie nicht weiß, ob sie Dir vertrauen darf“, lächelte Silvia. „Sie hat Verdacht geschöpft. Schon seit längerer Zeit macht sie mir Vorstellungen, daß ich mich nicht zurückhaltend genug gegen Dich zeigte, wollte mich nicht ohne ihre Begleitung ausgehen lassen, ihre Musikstunden aufgeben, um stets bei mir sein zu können. Sie macht sich Vorwürfe, daß sie meinem Verlangen nachgiebt, gegen die Eltern von Deiner Bewerbung zu schweigen, und sagt, es belaste ihr Gewissen, sie sei dem Conflict nicht gewachsen.

Ich machte mir nun den Scherz sehr viel von

Dir zu ihr zu sprechen — was hat Erna mich zu hofmeistern?"

„Und Du hoffst dennoch auf ihre Mithülfe für unser Vorhaben?"

„Mit Gewißheit," sagte sie fest. „Noch ehe das Fest vorüber, sage ich Dir, daß sie einwilligt."

Es war Frühling und das herrlichste Lenzeswetter, welches je ein Dichter besungen.

Das Fest begann schon am Nachmittage in den zu dem großartigen Etablissement gehörigen Gartenanlagen, in welchen an zahllosen, in den Gängen und auf den freien Plätzen aufgestellten Tischen die Tausende von Arbeitern mit ihren Familien mit Kaffee, Kuchen und Bier bewirthet wurden, während die Freunde und Bekannten des Hauses in der Nähe desselben unter schattender Orangerie ihren anmuthigen Platz fanden.

Die entlegeneren Parthieen des weitläufigen Parks waren allein still und einladend für die Träumer geblieben. Als die Schatten tiefer wurden, die Sonne hinter den Laubgängen verschwand, sah ich Silvia zu Erna treten und langsam mit ihr in das Innere der Anlagen verschwinden.

Von Unruhe getrieben begab auch ich mich von einer anderen Seite in den Park und suchte zu erspähen wohin die Schwestern sich gewandt. Ich weiß mir noch heut von dem Gefühl, welches mich trieb, keine Rechenschaft zu geben. War es der Gedanke, daß ich nothwendig bei dieser Unterredung sein könnte

oder müßte, war es Mißtrauen gegen Silvia, war es gewöhnliche Neugier — ich weiß es nicht, ich folgte nur einem unwiderstehlichen Triebe und als ich die Kleider der Gesuchten in langsamem Herankommen durch die Büsche schimmern sah, postirte ich mich im Rücken einer von dichtem Gebüsch und einzelnen alten Bäumen umgebenen Bank, in der, wie sich sogleich zeigte, richtigen Annahme, daß die Wandelnden zu der wichtigen Unterredung hier, wo nichts sich regte, sich niederlassen würden.

Sie setzten sich; Erna sank mit dem Schein einer tiefen Ermüdung auf die Bank. „Du liebst ihn nicht," sagte sie erregt, „und es wäre ein Unglück wenn Du ihn liebtest. Du weißt, daß Papa annimmt es ist jener leichtsinnige Graf Seebeck, von welchem er früher viel Arges gehört."

„Es ist nicht bewiesen," wandte Silvia ein, „und wäre er's, er könnte sich geändert haben und hätte er es nicht, so könnte er es, und jedenfalls, Erna, hörst Du es! habe ich Dich nicht zu meiner Vertrauten gemacht, damit Du mich verrathen sollst, um mich das thun zu machen, was Du für mich passend hältst; vielmehr um endlich einmal Dich in die Lage zu bringen, mir jenen Liebesdienst zu leisten, von welchem Du Dir stets eine so große moralische Einwirkung auf mein ganzes Wesen versprochen hast."

„O, mein Gott," stöhnte Erna und neigte ihr Gesicht tief herab in beide Hände.

„Da siehst Du's! ich wußte ja, wie es um Deine

Kraft bestellt ist," höhnte Silvia. „So muß ich Hülfe an anderer Stelle suchen."

„Nein, o nein, nur bei mir, Silvia," rief sie angstvoll die Hände ringend. „Sprich — wenn es möglich ist soll es geschehen, aber um alles was heilig ist, überlege was Du forderst."

„Nun also," begann Silvia jetzt, „wenn es Dir möglich wäre, etwas von Deiner gewöhnlichen Sentimentalität bei Seite zu lassen, so würdest Du uns beiden die nothwendigen Schritte sehr erleichtern.

Reginald liebt mich, wie ich geliebt sein will: heiß, kühn und um dieser Liebe willen alles besiegend, was sich entgegen stellen könnte. Ich habe geschworen ihm zu gehören.

Da, wie Du richtig vermuthest, der Vater seine Einwilligung versagen würde, ich aber fest entschlossen bin, dennoch Reginald's Weib zu werden und nicht lange Jugendjahre in hoffnungsarmem Brautstande zu verbringen, so heirathen wir morgen" —

Ein dumpfer Schrei des Entsetzens drang zu meinem Ohre. „So weit kannst Du Dich vergessen!" stöhnte Erna. „Es ist unmöglich, so unkindlich, so gewissenlos, so unklug kannst Du nicht sein. Du wirst es nicht thun."

„Es ist beschlossen, die Trauung bestellt; Du wirst Zeugin sein mit der Baronin und einem Bekannten derselben."

„Nein, nein, das werde ich nicht," rief Erna aufspringend, „zur Sünde, die Dich in's Unglück stürzen

muß, die gütigen besten Eltern unsühnlich kränken dazu darf ich mich nicht verleiten lassen."

„Nun, sagte Silvia, so bist Du wenigstens entlarvt und kannst nun hingehen mich verrathen. Aber wisse, daß aller Verrath zu spät kommt, denn ich lasse nicht von Reginald. — Wenn Du nicht versprichst, morgen unserer Trauung beizuwohnen, so, ich schwöre es, Erna, so laufe ich heut noch ungetraut mit ihm davon, hinaus in die weite Welt, wo Genuß und Freude mit ihm mir winken und wo weder Stiefmutter noch Stiefschwester mir das Dasein verleiden. Wenn Du das „kindlicher" findest und „klüger" und „sühnlicher", so thue wie Du nicht lassen kannst. — Doch sei klug, Erna, und überlege.

Der Thatsache gegenüber wird der Vater seine Einwilligung ja geben, oder doch mir so lange, als Reginald mit ausreichenden Mitteln, um standesgemäß zu leben, noch nicht versehn ist, mir einen Zuschuß geben. Thut er es nicht, im Zorn über mich, so thust Du es ja, das weiß ich. Du bittest Mama um die nöthigen Summen, Ihr werdet mich ja gern los, verstellt Euch nicht erst."

„O Silvia, jedes Wort was Du sprichst ist ein Schwert das in meiner Seele wühlt," sprach Erna mit trostlosem Ton. „Behüten wollen wir Dich vor Unheil und Schande mit unserem Herzblut, wenn Du auch unsere Liebe nicht erkennst. Nein, wir wollen Dich nicht los werden, ich flehe Dich an, thue nicht, was Du bitter bereuen würdest. Er

würde Dich verlassen, nachdem er Dich in's Unglück gestürzt — ein Mann, welcher ein unbescholtenes Mädchen zu so etwas verleiten kann, ist kein Ehrenmann, ihm mußt Du mißtrauen, ihn mußt Du verachten" —

„Halt ein," rief Silvia wild, „darüber entscheide ich selbst. Noch einmal, bedenke alles wohl. Ich will Dich in die geheimsten Tiefen meines Wesens schauen lassen. —

Reginald ist schön, sahst Du je einen ähnlich schönen Mann?"

„Den schönen Formen fehlt die edle Seele," entgegnete Erna, „seine Erscheinung ist seelenlos, ich fühle mich unbehaglich in seiner Nähe."

„Weil er mich auszeichnet und nicht Dich," erwiederte Silvia verächtlich. „Er ist schön und verführerisch liebenswürdig, er ist von ächter Vornehmheit, Du weißt, wie hoch mir das steht. Ich liebe das Vornehme, ich war stets gewillt einen Grafen wenigstens zu heirathen, das kleine bürgerliche Dasein ist mir zuwider.

Kannst Du nicht einsehen, daß es klug ist, ihn zu heirathen und mir die Stellung zu sichern, die er in der vornehmen Welt einnehmen kann, sobald ihm der Minister nur ein passendes Amt gegeben haben wird, welches er seines Namens wegen jedenfalls bekommt, wenn er es verlangt?

Und wenn er so leichtsinnig wäre, als schön — ich werde ihn beherrschen, er liebt mich" —

„Der Arme," sagte Erna leise vor sich hin —

„— er wird thun, was ich wünsche — ich werde mit ihm die Welt sehen, das Leben kennen lernen, glänzen, eine stolze schöne Rolle spielen, wie ich es stets geträumt; der herrliche schöne Mann, dem alle Blicke folgen, er wird mein Sclave sein, mein Wunsch ihm Gebot — o, endlich werde ich wissen was Glück ist!

Und Du wolltest mir es zertrümmern? Was glaubst Du zu erreichen durch Deine Weigerung? Ich sage Dir, dann gehe ich fort von hier mit ihm, in Länder, wo man nach unserem Trauschein nicht fragt und wo ich die gleiche Rolle spiele, als Gräfin Seebeck."

„Das thust Du nicht," warf Erna mit trübem Kopfschütteln ein, „denn Du suchst Ehre, wenn auch nur die hohle äußere und nicht öffentliche Schande."

„In der Fremde folgt sie mir nicht," sprach Silvia weiter, „und es ist beschlossene Sache: Ich will Gräfin Seebeck heißen.

Wie! sollte ich es ertragen, nach diesen schönen lockenden Plänen wieder in die engen mir verleideten vier Wände meines Vaterhauses einzukehren, welches Du und Deine Mutter mir streitig machen?"

„Silvia, stockt nicht das Wort auf Deiner Zunge?"

„Wie Du siehst, nein. Es ist mir aller Zwang verhaßt, ich will unabhängig sein, über mich selbst bestimmen können.

Müßte ich so gegen meinen Willen wieder mit Euch leben, es könnte leicht die Hölle für Euch sein, mit Eueren sentimentalen Friedensidealen. Ich könnte leicht Euere ganze spießbürgerliche Ordnung auf den Kopf stellen, daß Du tausendmal denken solltest: warum that ich nicht, was sie gewollt?"

„Die Drohung schreckt mich nicht," sprach Erna kalt und setzte mit tiefbewegtem Tone hinzu: „Du hast nicht bedacht, was Du forderst, Silvia. Du forderst, daß ich eine heimliche That hinter dem Rücken meiner Eltern thun soll, von welcher ich weiß, wie sehr sie gegen alles Recht und alle Sitte ist. Ich soll ihnen das begangene Unrecht verschweigen, lügen in allen tausend Fällen, in welchen sonst die Wahrheit sich verriethe; den Vater betrügen, dazu verhelfen, daß er in seinen Rechten auf das Bitterste gekränkt würde; gegen die beste Mutter, der stets mein ganzes Herz offen stand, die zu erfreun, vom Kummer zu befrein, ich tausendmal Dein liebloses Wesen schweigend ertrug — gegen diese theuere, geliebte Mutter soll ich die Mauer der Lüge, des Verraths aufrichten, die uns trennen muß — und das alles mit dem Bewußtsein, daß es zu Deinem Unheil geschieht? Du willst mich nur versuchen, es ist nicht möglich, Silvia. Hab' ich es wirklich verdient, daß Du mich so vernichten willst?"

„Falsche, Prahlerin!" rief Silvia jetzt wüthend aus. „Ich wußt' es wohl, daß Du die Probe nicht bestehn würdest. Nun, so mögen alle Schranken fallen

Du verhinderst nicht was beschlossen ist, nur daß Du mich von der Höhe der Stellung, welche ich durch die Trauung erhielte, in den Staub am Boden wirfst; nur daß Du wirst davon Rechenschaft zu geben haben, daß ich den letzten Glauben an die Menschheit verlor und daß Haß und Groll in mir schwellen und den letzten milden Trieb vernichten werden, den Du hättest schonen können. Vielleicht wäre noch etwas Besseres aus mir geworden, wenn das Glück mich begünstigte und Du mir die Bahn geöffnet hättest. Auf Dein Haupt komme mein Verderben!"

Sie wollte leidenschaftlich davonstürmen, Erna hielt sie an den Falten ihres Kleides zurück. „Um Gottes Barmherzigkeit willen übereile nichts," flehte sie zitternd. „Weile noch und sage — wenn ich thue was Du willst — o Mutter Mutter! — wenn ich es thue — bis wann soll ich das finstere Geheimniß hüten? Bis wann der lichte Tag des Lebens mir in schwarze Trauerschleier gehüllt sein? Bis wann soll ich nicht mehr athmen können mit freier Brust? Den Schlaf entbehren und vor dem liebevollen Auge der Eltern zusammenschauern in Schmerz und Verzweiflung?"

„Du mußt jedenfalls Dichterin werden," spottete Silvia, „denn Dir stehen für eine sehr einfache Sache die brillantesten Bilder zu Gebote — doch um auf Deine Frage zu antworten — es werden nur einige Wochen in's Land gehen, sobald Reginald seine Anstellung hat, schreiben wir beide den Eltern ein

reuiges Bekenntniß, mit rührenden Bitten um Vergebung, und die glänzende Parthie der Tochter sühnt sie mit dem Ungehorsam derselben schleunigst aus. Die Predigt lassen wir uns gern gefallen.

Du sorgst indeß für so viel Geld als möglich und ich verspreche Dir, in meinen Bekenntnissen Deine Betheiligung an der Sache als ein Opfer der Liebe hinzustellen, daß es Deinen Heiligkeitsnimbus gebührlich erhöhen soll.“ —

„O, es ist bodenlos,“ klagte Erna und stand und starrte thränenlos zu Boden. „Verloren ist sie so und so — retten kann sie nichts vor sich selbst — vielleicht einzig die eigene Erfahrung —“

„Stelle Deine Betrachtungen nachträglich an,“ drängte Silvia, „jetzt entscheide Dich. Die Sache ist nicht so schwer, wie Du sie Dir vorstellst; Du hast Entschuldigungsgründe genug für Dich und zudem hast Du noch Wochen vor Dir; bis Du die Eltern wiedersiehst ist alles eben und ausgekämpft.

Zeige einmal, daß Du nicht Worte machtest, als Du sagtest, Du würdest mich noch zwingen Dich — zu lieben, Erna.

Ich sehe, Du bist überzeugt — nimm meinen Dank, Erna und sorge nicht um die Zukunft. Ich rechne auf Dich und eile Reginald die frohe Botschaft zu verkünden. Erst aber schwöre mir, das Geheimniß zu bewahren, bis ich das Siegel löse.“

„Mein Wort genügt,“ erwiederte Erna matt.

„Nein, es genügt nicht. Ein Wort weicht leicht der Ueberredung, dem Drängen des Augenblicks. Schwöre mir bei allem was Du liebst."

„Nimmermehr! mein Wort ist gleich dem Eide."

„Wenn das ist, warum zögerst Du mich zu beruhigen durch den Schwur? Du fühlst, daß Du zu schwach sein wirst das „Liebesopfer", von welchem Du zu schwärmen pflegtest, ganz zu bringen und willst Dich nicht binden. Der Verrath schlummert in Deiner frommen Seele!"

„Geh hin — ich schwöre Dir" — hauchte Erna und sank auf die Kniee vor der Bank, das Angesicht in den Händen bergend. Silvia stürmte triumphirend davon.

Erna schien auf den Knieen versteinert, denn kein Laut, keine Regung drang mehr zu meinen Ohren und das weiße Gewand, das durch das Laub erkennbar war, lag so still am Boden, daß es von der Hand des Bildhauers gemeißelt schien.

Fast eben so erstarrt lehnte ich noch immer am Baume.

Das war Silvia's Liebe! Das das Weib, um welches ich gedankenlos meine Freiheit hatte hinwerfen wollen!

Hätte nicht das arme gemarterte Mädchen dort drei Schritte weit vor mir so still und klaglos am Boden gelegen — ich hätte ein Hohngelächter aufgeschlagen, daß der Wald davon hätte erdröhnen sollen

und die enteilende Silvia davon erstarrt wäre, wie wir. —

Nach langer Zeit erhob sich Erna und schlich auf Umwegen, um der Menge auszuweichen, in das Haus. Ich sah es wie im Traum und ging wie im Traum hinterher. Trotz meiner brütenden Gedanken entging mir nicht, daß die Tante auf Erna zukam, sie besorgt anzublicken schien, ihren Arm zärtlich um ihre Schulter legte und mit ihr in das Haus ging.

Erna mochte ein Unwohlsein vorgeschützt haben, um sich zurückziehen zu können.

Dir ist Dein Opfer erspart, dachte ich, dies Weib soll nicht triumphiren!

Ich fühlte eine nicht zu beschreibende Wuth gegen Silvia, gegen meine Verblendung, die mich in das Garn dieses Weibes hatte fallen lassen, wilde Rachepläne jagten sich in meinem Kopfe, ich wollte fort, verschwinden stumm, sie nie wiedersehen, sie verlassen mit allen eitlen Plänen und Erwartungen, welche auf den einfältigen Gimpel gebaut waren, mit dem einen verächtlich stummen Schlage alles vernichtend —

Doch nein! Das war eine Rache, die flüchtig und vergänglich war. Nach Tagen voll Zorn, voll Wuth und Verzweiflung fand sie sich in ihr Schicksal und suchte Ersatz. Da Niemand davon wußte, außer der schweigenden Erna, so blieb sie nach Außen ungekränkt, so war sie frei und ungebunden wie vorher — nimmermehr! Sie sollte ewig daran denken, es sollte hinauswirken in ihr ganzes Leben — o, Rache ist

süß, rief ich aus, Verhängniß, habe Deinen Lauf — Du armes blondes Mädchen, Dir kann nicht geholfen werden.

Ich irrte wohl eine Stunde lang einsam im Walde, bis ich nicht nur gefaßt war, sondern in einen so wilden Humor versetzt, daß ich Silvia, welche mich vergeblich unter den Anwesenden gesucht, entgegenzutreten wagen konnte, ohne mich zu verrathen.

„Wo weilst Du," rief sie mir ungeduldig entgegen, „eilt es Dir so wenig die gute Botschaft zu vernehmen?"

So hat sie eingewilligt? fragte ich. War es schwer, sie dazu zu bewegen?

„Mir nicht," entgegnete Silvia siegesstolz, „ich weiß das Kind zu nehmen. Nun also, Reginald, es fiel die letzte Schranke, morgen sind wir vereinigt für's Leben!"

Sie widmete mir den feurigsten Liebesblick ihrer Augen, deren, mich bis hierhin unwiderstehlich zum Ergründen lockendes Räthsel ich nun kannte; es waren lauernde Schlangen, die zu bannen wußten, was sie verderben wollten.

Du sollst nicht meine Meisterin sein, lachte es in mir und meine Zärtlichkeit war stürmisch, wie der Humor in meiner Rachsucht-geschwellten Brust.

Sie wehrte mir, die kalt Berechnende, deren ganzes kluges Exempel ohne Wissen in die unheilbarste Verwirrung gerathen war, und zog mich unter die Gruppen, sich nach.

In dem Augenblick, da wir aus den tiefen Schatten der Bäume auf den freien Platz vor dem Hause heraustraten, ergoß sich ein blutrothes Licht über die Gegenstände, purpurgetränkt erschienen Bäume und Strauch, die überrascht aufblickenden Menschengruppen. Silvia sah wunderbar schön aus, glühend und funkelnd, wie schwimmend im eigenen Elemente — die Tanzmusik rief die Tänzer herbei, wir eilten in den Ballsaal und tanzten.

Erna fehlte.

Nachdem mehrere Tänze vorüber waren, ohne daß sie sich gezeigt hätte, verschwand auch Silvia auf einige Zeit, doch kehrte sie bald zurück und hierauf fand Erna sich wieder ein; allein sie tanzte nicht. Sie sah so unbeschreiblich müde und rührend traurig aus, daß ich es nicht allein für eine unnütze Grausamkeit hielt, sie zur ferneren Theilnahme am Feste zu zwingen, sondern sogar für unnütz aufmerksam machend, auf ihren Seelenzustand.

Sie stand von ferne und blickte so starr und vorwurfsvoll auf mich — ich sagte Dir schon, Marino, daß ich den Blick noch sehe, noch fühle, aber die entfesselten Rachegeister in meiner Brust achteten dessen nicht.

Sie strich in meiner Nähe an Silvia vorüber und ich hörte sie sagen: „Es ist unmöglich, Silvia, und nutzlos — sage der Tante, ich habe heftige Kopfschmerzen und sei zu Bett gegangen; die Lüge ist ja jetzt die Fahne, welche ich ergriffen habe.“

Und wieder mit dem starren, verwerfenden Blicke streifte sie mich und verschwand durch die Tanzenden aus den Sälen.

Nun will ich kurz sein. Am folgenden Tage spielte sich das Programm folgerichtig ab.

Erna, die Lemke, der Professor wohnten unserer Trauung bei. Ich mied die Blicke Erna's, die fremd und nichtachtend über mich fortgeglitten waren, als ich ihr nahen und — danken wollte. Sie schüttelte den Kopf und setzte sich in die Bank am Altare, mit tiefgesenkter Stirn den Act vorüberlassend; dann entfernte sie sich schweigend, ohne weiter von uns Notiz zu nehmen.

Silvia suchte dieses Benehmen durch das gestrige Unwohlsein zu erklären, sie ahnte nicht, daß eine Erklärung mir nicht nöthig war.

Ich reiste Abends ab; am folgenden Morgen folgte Silvia mit der Lemke, welcher ich sogleich die erforderliche Summe für ihren Aufenthalt fern von ihrem Wohnorte einhändigte und sie instruirte, nicht früher nach Hause zu reisen, bis wir ihr schreiben würden, daß sie es dürfe.

Und nun begann unser Honigmonat! —

Ich suchte meine Rolle so gut als möglich zu spielen, doch entging die mit mir vorgegangene Veränderung Silvia nicht ganz.

Ich fuhr sie in Dresden den ganzen Tag umher, zeigte ihr bis spät in die Nacht hinein alles was sehenswerth war, ging mit ihr in die Schweiz, an

den Comersee, wo Du, Marino, uns aufsuchtest, und endlich führte ich sie, da die Hitze unerträglich ward, auf einen jener hohen wildromantisch gelegenen Punkte der Tyroler Alpen, welchen die Bewohner des Etschthales als „Sommerfrische" beziehen und sagte: „Da Dir meine Hast zu genießen zu ruhelos ist und zu angreifend, so sollst Du nun in beschaulicher Ruhe Dich erholen, so lange Du willst."

Sie schüttelte über den Gegensatz den Kopf und machte Einwendungen, sie sei keine Naturschwärmerin, bleibe lieber in Städten, sie möge die Einsamkeit nicht — ich versicherte, es werde ihr höchlichst gefallen mit dem Alpenstock auf den Felsen und in Schluchten umherzusteigen, einen Strauß von Alpenblumen am Hut, den ihr theuerer Reginald ihr gepflückt und Schritt um Schritt ihr Leben der Gefahr abzuringen an gähnenden Abgründen, im steilen Klimmen — „o, Du bist ja ein kühnes Weib, das vor nichts erschrickt."

Sie sah mich unruhig an und sagte, um diese Regung zu verbergen: „Du hast Recht, Reginald, ich fühle mich Allem gewachsen, an Muth fehlt es mir nicht; aber bei solcher Hitze an Bergsteigen zu denken — Du wirst meinen Wunsch achten und mir diesen Unsinn ersparen."

„Ich führe Dich ja in die schönste Kühle, laß mich nur sorgen," sagte ich, und so brachte ich sie hoch hinauf auf eine nach Norden gelegene Berglehne, in ein kleines herrlich gelegenes Haus, die

Besitzung einer Bozener adligen Familie, welche in diesem Jahre ihre Sommerfrische nicht selbst bezogen und mir durch Vermittlung des Gastwirthes, bei welchem wir durchreisend logirt, auf beliebige Zeit abgetreten.

In Naturschönheit zu schwelgen war es für ein poetisches Gemüth der allerglücklichste Ort; wer aber noch andere Ansprüche erhob, dem fehlte jede Befriedigung.

Wir beide waren alles andere eher als Poeten und hatten dafür manche andere Bedürfnisse, denen hier aber jede Gewährung gebrach.

Eine in der Nähe befindliche Sennhütte versorgte uns mit Milch, Käse und erbärmlichem Brodt. Einigen Fleischvorrath hatten wir mitgenommen. Dabei zu bestehen ohne jede häusliche Bequemlichkeit, von einer alten Frau, der Hüterin des Hauses in unzulänglichster Weise bedient — Silvia brach in den heftigsten Zorn aus, über meine Unfähigkeit gebührlich für sie zu sorgen. „Warum hast Du Dich nicht unterrichtet, wie kannst Du wagen, mir eine solche Existenz anzubieten! Es ist empörend, ich will sogleich zurück.“

Ich erklärte, das wäre unmöglich, ich wolle auf diesem entzückenden Punkte noch eine Idylle in's Leben setzen, wie sie noch nicht irgend wo in der Welt gespielt, sie möge Geduld haben, ich werde alles herbeizaubern.

Ich bat sie, den Nachmittag zu ruhen, nach dem

anstrengenden Steigen und Reiten, ich wollte indeß den Eseltreibern nacheilen, durch sie dem Gastwirth in Bozen die nöthigen Aufträge ertheilen lassen und von unserem daselbst zurückgelassenen Reisegepäck noch manches unentbehrliche Stück herbei beordern.

Sie wollte mich nicht fortlassen ohne sich, sie wollte nicht bis morgen vorlieb nehmen, und doch war sie zu ermüdet den Rückweg sogleich anzutreten — kurz, ich hatte es wohlweislich angelegt, sie mußte mich gehen lassen.

Ich arangirte ihr Lager so gut ich konnte, brachte ihr Milch und Brodt, Salami und kaltes Geflügel, welches wir mitgebracht, und als ich ihre bittere gereizte Stimmung in Schläfrigkeit ersterben sah, schied ich von ihr.

Aus einer zwei Stunden tiefer am Berge liegenden Hütte sandte ich einen kleinen Jungen mit der Botschaft an Silvia zurück, ich habe die Eseltreiber verfehlt, sei zu weit schon, um mit einem, durch einen unvorsichtigen Tritt auf einen scharfen Stein verwundeten Fuße noch vor einbrechender Finsterniß den Berg abermals zu ersteigen, ich müsse hinunter, um morgen früh auf einem frischen Maulthiere zurückzukehren und vorher alles selbst auf's Beste zu besorgen.

Ich trug dem Jungen auf, den Zettel der alten Frau mit der Weisung zu übergeben, daß die Fremde, wenn sie schlafe, nicht gestört werden solle.

Ich traf die Eseltreiber gleich hinter der Hütte und ritt gemächlich meinen Weg zurück.

Im Hôtel von Bozen nahm ich mein Reisegepäck bis auf das wenige, was in einem Handsack auf der Alp sich befand, in Empfang, deponirte das Silvia gehörende bei dem Wirth, bestimmte Lebensmittel und verschiedene Gegenstände, welche anderen Tages ihr hinaufgebracht werden sollten, und fuhr mit Extrapost von dannen, um mich auf dem kürzesten und schnellsten Wege von England aus nach Brasilien einzuschiffen.

Im Bozener Hôtel, mit dem Gepäck Silvia's, hinterließ ich einen Brief folgenden Inhalts an sie:

„Seit Deiner Unterredung mit Erna, die ich belauschte, kenne und hasse ich Dich. Den Trieb, sofort Dich zu verlassen und nie mehr wieder zu sehen, besiegte ich aus Verlangen nach größerer Rache. Du hättest Dich — bei Deiner Art zu lieben — leicht über die zerronnenen ehrgeizigen Pläne, einen „gräflichen Sclaven" zu besitzen, durch Ersatz getröstet.

Du solltest härter gestraft werden! Du bist mein Weib vor Gesetz und Recht, geh' hin, gestehe es der Welt und daß ich Dich vier Wochen nach unserer Verbindung voll Abscheu verlassen — oder verschweige es ihr und lebe in ewiger Erwartung, in welcher Weise ich meine Rechte geltend machen werde.

Ich werde sie geltend machen.

Zugleich theile ich Dir mit, daß ich, um Deine Eitelkeit zu verletzen und zugleich meinem Bruder

Marino zu Ehren, der sich schämt mit seinem verrufenen Bruder einen Namen zu tragen, den Adel abgelegt habe. Du bist einfach Frau Seebeck.

Suche nicht mich zu erreichen, ich räume Dir Europa, aber nach Jahr und Tag sollst Du keine Stunde sicher sein vor

Deinem Gatten Reginald Seebeck."

Das, Marino, sind meine Bekenntnisse. Thue mit ihnen was Du willst. Sie werden mich in Deinen Augen nicht gehoben haben — Du wirst empört sein über die Art, wie ich meine Rache gesättigt, mit der Heiligkeit der Ehe gespielt.

Eine Ehe aus Haß! Jedenfalls ist dies neu.

Keinem anderen Wesen der Welt gegenüber wäre man wohl in eine solche Lage versetzt gewesen — für Silvia war es das ihr Gebührende.

Vielleicht versöhnt es Dich ein wenig in Deinem Groll gegen mich, daß ich Dir die Mittel in die Hand gebe, die kleine Erna von ihrer Seelenpein zu erlösen und daß ich Dir gestehe — ich wünsche das dringend.

Es ist ein sonderbarer Seelenzustand, in welchem ich mich befinde. Pietäten sind mir, wie Du weißt, ferne; ich empfinde dem blonden Mädchen gegenüber zum ersten Male eine Regung, welche mich wünschen läßt, einigermaßen wenigstens zu vergüten, was sie um uns gelitten und, wie sie selbst vermuthete, nicht zu unserm Heil. Kann es sie trösten — meine Rache gegen Silvia ist gesättigt, sie ist mir vollkommen

gleichgültig geworden — wenn ich zu einer Scheidung von Silvia die Hand biete, so mag es geschehen. Ich mag mit ihr nichts mehr zu schaffen haben, nicht einmal mehr quälen mag ich sie.

Lebe wohl! Und, Marino — ich möchte noch einmal in dieser Sache von Dir hören. Ich wollte, Du könntest mir schreiben, daß der Zustand Erna's sich gehoben hat, nachdem ihr Herz befreit wurde.

Ich stelle im Geiste Dich und Deine Liebe zu dem rührenden Kinde, das mir zum ersten Male gezeigt, was weibliche Würde ist, zusammen mit dem Verhältniß, in welches das Schicksal — oder sage meine Schuld — mich zu Silvia gebracht; und das giebt mir zu denken. —

Reginald.

Achtes Kapitel.

Die bleiche Wintersonne erhob ihr mattgoldenes Haupt über den Horizont und weckte die letzten säumigen Schläfer aus langer süßer, neue Lebenskraft spendender Ruh.

Marino war eine jener nervenstarken Naturen, welche, unterstützt durch eine in Mäßigkeit und Arbeit erstarkte Gesundheit, auf ihre Kraft zu zählen gewohnt sind. Er bedurfte nur weniger Stunden Schlaf, um wieder frisch und kräftig sich zu fühlen.

Heut, in der tiefen Erregung, welche der Inhalt des Briefes seines Bruders Reginald ihm hervorgerufen, nahte der Schlaf ihm nicht einen Augenblick.

Er hatte zwar nicht mehr zu grübeln und zu zweifeln, was gethan werden mußte, nur noch das Wie? beschäftigte ihn, und die Erwartung, wie alles sich fügen und ordnen werde, ließ ihn so gedankenvoll der blassen Sonne ins Angesicht schauen, als früge er, was heut zwischen Aufgang und Untergang sich drängen werde?

Er warf sich nun einige Augenblicke auf das Bett,

um nicht durch das unbenutzte Lager Aufsehen zu erregen, und kleidete sich dann frisch an.

In Erna's Zimmer war noch alles still. Er ließ sich eine Tasse Kaffee bringen um den letzten Rest von Müdigkeit nach der schlaflosen Nacht zu verscheuchen, und schaute nun leise durch den Spalt nach Erna hin.

Sie schien noch zu schlummern. Anna hatte bereits wie allmorgentlich auf weichen Filzsohlen ohne ein Geräusch zu machen das Zimmer in Ordnung gebracht und hinter dem schützenden Bettschirm die frische Winterluft hereingelassen, die der nothwendigen Ofenwärme den belebenden Hauch verleiht.

Sie legte eben den Schirm zusammen und trug ihn hinaus. Marino schlich näher und nahm seinen gewohnten Platz am Lager der Geliebten wieder ein.

Als fühle sie die Blicke, die mit unsäglicher Liebe auf ihrem Angesicht hafteten, schlug sie jetzt sanft die Augen auf und lächelte ihm zu. Dann betrachtete sie ihn aufmerksam und sagte:

„Wie Du lieb und gut aussiehst! Immer, Marino, doch heut noch besonders; jeder Tag mit Dir ist schöner als der vorhergehende.“

„Wie glücklich macht mich dieses Wort,“ entgegnete er, einen langen innigen Gutenmorgenkuß auf ihre Stirn drückend, „ach, möge mir die Macht, die Gabe verliehen sein, Dich so glücklich zu machen, als mein Herz es so heiß verlangt.“

„Du hast das Wunderbare bereits vollbracht,“ sagte sie ihm innig ins Auge blickend, „hast meinem

Leiden, dem seelischen und dem körperlichen, den Stachel genommen, mir Ruhe, Ergebung, ja Freudigkeit ins Herz gegossen. Das muß sie Dir verleihn, jetzt und für immer, hinaus ins ganze Leben."

Er seufzte tief und schwer und sagte, um ihr leichtere Gedanken zu geben, sich beherrschend: Tante Gretchen hat gestern noch an ihren Arzt geschrieben und hofft, daß er morgen kommen soll. Sie hofft so fest davon einen guten Wendepunkt, daß man es mit ihr muß. Ich freue mich ungeduldig auf sein Erscheinen."

Sie drückte seine Hand und erwiederte: „Ich weiß nicht, mir ist so wohl heut, wohl weil mein erster Blick auf Dein liebes edles Gesicht gefallen — mir ist, als stehe mir ein großes Glück bevor; ich will mich ankleiden lassen und aufstehn, es leidet mich nicht im Bett."

„Warte noch, Lieb," bat er, „laß uns jetzt still und traulich plaudern, da kommt Dein Frühstück, später will ich heut die letzte Hand an Silvia's Bild legen, da stehst Du in dieser Zeit auf und wenn Du jetzt länger ruhst, so bist Du später kräftiger; da können wir uns am Nachmittag ins Wohnzimmer wagen, zu den Anderen."

„Du hast Recht, Marino," sagte sie sanft, „ich bin ein ungeduldiges Kind."

„Du, mein süßer Engel der Geduld? Weißt Du, daß Deine ganze lange Krankheit noch nicht eine Aeußerung der Ungeduld Dir entrissen hat?"

„Von meiner sanften, guten Mutter lernte ich, oder ist es mir angeboren, daß „Ungeduld häßlich ist und alles schlimmer macht. Ich bin nicht ungeduldig, also ist es kein Verdienst von mir es nicht zu sein.“

So lag sie still und erfreute sich seiner Gegenwart und er suchte in ihrem Geiste heitere und ruhige Bilder zu erwecken und die allzutiefen Gedanken und Empfindungen mehr der Oberfläche zuzuführen.

Als Theresa hereinkam und auch Tante Gretchen einen „Gutenmorgen“ hereinnicken wollte, fanden sie Erna frischer, als alle die Tage zuvor.

„Ich sage schon, große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus,“ rief Gretchen durch den Thürspalt, „das ist nur, weil morgen mein Geheimerath kommt. Jetzt wird's — paßt auf,“ und damit verschwand sie in ihr Zimmer, um „ihrem Thelemann“ zu schreiben, der gestern zu kurz gekommen sei.

Silvia ging ruhelos in ihrem Zimmer auf und nieder. Ihre Züge waren leidenschaftlich entstellt, die Zähne nagten an der Unterlippe. „Woher, woher ward ihm die Spur, die er unerbittlich verfolgt? Muß ich mich gefangen geben? Welche Rolle nehme ich an, wenn Enthüllung unrettbar naht? Was würden die Eltern sagen? Wohin mich wenden, wenn sie mich verstoßen?

O, es kann nur Vermuthung sein, Folgerung, keine Gewißheit. Oder hätte Erna doch den Schwur gebrochen?

Nein, das paßt zu wenig in ihre Natur. Reginald ist in fernem Welttheil, hat keine Ahnung, daß Marino mir nah, daß Erna sein Weib geworden — was also brachte Marino auf den Gedanken, daß ich in die Schicksale seines Bruders verwebt sei? Hab' ich mich nicht stets meisterhaft beherrscht? Bis auf die letzten Male — o die unselige Plaudertasche Gretchen! o das Bild, das so treu und lebensprühend die herrliche Gestalt dieses Ungeheuers von Bosheit wiedergiebt! Ha, die studirte Schlauheit, mit welcher Marino mich zwang unter seinen Augen so unvermuthet dem Anblick preisgegeben zu sein und wie einen Augenblick lang sein Auge sich triumphirend in das meine bohrte um dann sich abzuwenden unter den ruhigsten Worten der Welt, die alle zweischneidige Schwerdter waren.

Was kann ich thun, um allem die Spitze abzubrechen?

Soll ich ein Mährchen zusammenschmieden, welches mich als Opfer ohne Schuld erscheinen läßt?

Ein Opfer, die stolze Silvia?

Nein, nur die dreiste Stirn ist meine Schutzwehr; eine kurze Zeit nur noch, so lange Erna's Lebensfaden hält. Dann tritt Marino wieder aus unserem Kreise und ich bin gesichert. Es ist nicht wahr, daß Reginald wiederkehrt und seine Rechte in Anspruch nimmt; es ist eine eitle Drohung, ersonnen, mich zu demüthigen.

Aber Marino scheint auf die Enthüllung hin zu

handeln. Um Erna's willen? Was wüßte er davon? Alles sollte er durch Beobachtung in die Hände bekommen haben?

„Du verräthst Dich selbst" sagte sie mir einst — und sie kann recht gehabt haben."

Sie faßte ihren Kopf mit beiden Händen und lief schneller gegen die Wände. „O, wäre ich das unselige Geheimniß los — es wäre doch leichter — aber nein — nichts erlöst mich mehr, zu tief hab' ich mich verstrickt, es stieße mich hinaus in die Welt, mit Schande bedeckt!" — Da nahte Rosette's eiliger Schritt und Silvia legte, mit dem Fuße stampfend, die leidenschaftlich erregte Miene ab, wie ein Kleidungsstück und that das Hausgewand ihrer Physiognomie, das einfach verdrießliche Gesicht dafür an.

„Was willst Du?" herrschte sie ihr entgegen, „warum störst Du mich schon wieder?"

„Ich bringe einen Auftrag von Herrn Marino," sagte sie, „er läßt bitten hinüber zu kommen, er wolle noch ein paar letzte Pinselstriche an dem Gemälde machen."

Silvia wandte sich ab und antwortete nicht sogleich. Leichenblässe machte ihre Züge gespenstisch erscheinen, die Füße trugen sie kaum — doch die eiserne Energie ihres Willens, die, wenn sie auf das Gute, Edle gerichtet gewesen wäre, Großes und Herrliches hätte vollbringen müssen, hieß sie dem Verhängniß trotzen, gab ihr das Vertrauen, daß im rechten Augenblick das Richtige ihr einfallen werde und sie sagte,

mit einer Betonung, welche Rosette zu einem langen verwunderten Blicke über die abgewendete Gestalt veranlaßte: „Ich komme."

„Nun, was haben nur die Beiden miteinander," fragte sie sich, indem sie ging um Marino die Antwort zu bringen, welchen sie mit verschränkten Armen vor dem Bilde Silvia's in tiefe Betrachtung versenkt fand, „es verträgt sich halt Niemand mit ihr."

„Fräulein Silvia wird kommen," berichtete sie und machte mit neugierigen Augen einen Bogen um die Staffelei, bis ihr der Anblick des Bildes wurde.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns," schrie sie auf, „das ist sie selber! Ja, es spricht, es schreit, es schilt, wie sie, wenn sie zornig ist. Herr Marino, was sind sie für ein Künstler, Herr Gott, wie schön und doch wie fürchterlich! Es gruselt einem dabei. Wenn sie in der Stimmung ist, muß man ihr aus dem Wege gehn."

„Vielleicht ist der Ausdruck etwas zu kraß," sagte Marino, „ich denke eben mit wenig Strichen ihn zu mildern."

„Ja, aber es wäre doch schade darum," sagte Rosette, „sie ist's ja doch, wie sie leibt und lebt, und wenn sie ein anderes Gesicht macht, so ist's gar nicht so treu sie selber. Das paßt ihr schon am besten."

Sie stand noch ganz erstaunt über die Aehnlichkeit, als Silvia's Schritte hörbar wurden und sie eiligst aus der nächsten Thür verschwand.

Silvia kam langsam näher und neigte nur stumm das Haupt auf seinen ruhig ernsten Gutenmorgengruß.

Ihre Blässe war verschwunden unter den künstlichen Rosen, welche auf den von Gewissensangst und Leidenschaft entfärbten Wangen blühten. Ihre Mienen beherrschte sie vollkommen.

„Ich bin nicht befriedigt von meiner Arbeit,“ sagte Marino, während Silvia noch so stand, daß sie das Bild, welches sie überhaupt noch nicht gesehn hatte, auch heut nicht erblicken konnte. „Es ist zu düster, zu hart und zu schroff. Ich ließ Sie noch um eine Sitzung bitten, in dem Glauben, daß dadurch mir diejenige Anschauung werden wird, welche mich in den Stand setzt, das zu Herbe zu mildern.“

Sie vermied seine Blicke und den Sinn seiner Rede unbeachtet lassend, fragte sie: „Darf ich selbst urtheilen?“

Er nickte, sie trat vor und stand lange stumm vor dem Gemälde.

Erschrak sie selbst vor dem eigenen Bilde mit dem bösen Ausdruck in Augen und Zügen, den sie jedoch, weil sie ihn selbst zu oft im Spiegel gesehn, nicht unähnlich finden konnte, so verrieth sie dies doch mit keiner Miene. Vollkommen ruhig sagte sie: „Ja, es ist etwas sehr düster, doch — lassen wir Mama urtheilen und Gretchen“ —

„Noch nicht,“ rief Marino sie zurück, da sie gehen wollte, „es sollen erst noch die fehlenden Striche hin-

zugethan werden. Die Härte soll verschwinden, das Feindselige einem sanften Lächeln weichen, wenn Sie die Maske fallen lassen.

Ich weiß Alles, Silvia, ein Brief meines Bruders hat mich mit jedem, auch dem kleinsten Umstande bekannt gemacht."

Er machte eine Pause, sie hielt den Kopf nach ihm gewendet und starrte ihn an mit Blicken voll Entsetzen und Wuth, die einer Medea würdig gewesen wären. „Weiter", knirschte sie kaum verständlich.

„Meine Rechte auf Erna und meine Pflichten für sie, ertheilen mir die Aufgabe, das arme duldende, von der Rücksichtslosigkeit der Schwester kalt geopferte Weib von dem Gewissensdrucke zu befreien, welcher ihr weiches Gemüth so tief verwundete, daß ihre Gesundheit vernichtet werden mußte. Welche Gefühle grade dies in meiner Brust wach rufen muß — das, Silvia, haben Sie wenigstens in Büchern wohl gelesen, wenn Ihr eigenes Herz es Ihnen nicht zu sagen vermag. Sie ist mein Alles in der Welt." —

Er mußte innehalten, der Schmerz überwältigte ihn — doch beherrschte er sich gewaltsam und fuhr fort:

„Ich habe nicht mit Ihnen zu rechten über eine Aufführung, welche sie dem trostlosen Leichtsinn Reginald's in die Arme führte; Reginald's, des Kummers und der Qual meines Lebens, wie er als Kind mein Glück und meine Freude gewesen; Reginald's, welchen ich für so verloren und so verwahrlost im Gemüth

erkannte, daß meine Ehre es nicht mehr duldete fort und fort die Folgen seines Leichtsinns zu tragen und zu bemänteln vor der Welt; Reginald's — den ich nun von Ihnen — seinem Weibe in gotteslästernder Ehe — an Härte, Rücksichtslosigkeit und eisiger Selbstsucht so hoch übertroffen finde, daß keine Regung des Mitleids Sie zwingt durch volle Geständnisse das Herz der diesem Geheimniß grausam verbundenen Schwester zu befrein, während Reginald jenseits des Meeres die kummervollen Augen dieses Engels nicht aus der Erinnerung zu bannen vermag und sich beeilt ihre Erlösung herbeizuführen.

Lassen Sie uns die trostlose Unterredung so kurz wie möglich fassen — die Stunde der Enthüllungen ist gekommen — Sie sind — einmal muß die unerbittlich Harte auch die unerbittlich harte Wahrheit hören — die Mörderin Erna's und also meines Glücks, meine Seele ist gegen Sie erfüllt mit einem Zorn, einer so großen Entrüstung, wie ich sie an mir selbst nicht kenne: Dennoch will ich keine Rache — nur Gerechtigkeit, nur milde versöhnende Gerechtigkeit. Ich will Ihr Anwalt in gewissem Sinne sein, ich will mildern, was sich mildern läßt, um Erna's willen, welche die Liebe und die Güte ist; um Ihrer armen Eltern willen, die so bitter hintergangen wurden, die Undank und Verrath statt Dank und Liebe erndteten, und endlich um der Schuld Reginald's willen, welcher die Leichtsinnige verlockt und im Unrecht bestärkt hat.

Ich will Ihnen helfen die schwere Stunde bestehn, in welcher Sie dem hoffährtigen Herzen Demuth und Aufrichtigkeit abringen sollen; ich will den armen Vater bitten und die gütige Mutter, Ihnen alle Einzelheiten des entsetzlichen Dramas zu ersparen: doch Wahrheit, kurze trockne ungeschminkte Wahrheit fordere ich um Erna's willen und unerbittlich.

Ich fordere, daß Sie jetzt, sogleich hingehen, an die Stätte, welche Sie lieblos immer gemieden und an welcher Ihnen ein unerschöpflicher Quell verzeihender Liebe springt, an den Busen ihrer Stiefmutter, welche Ihnen stets eine ächte Mutter und welcher Sie stets eine Stieftochter im schlimmsten Sinne gewesen sind.

Gehen Sie zu ihr — Sie werden staunen was Liebe vermag, Liebe, die so tief innen wohnt, daß jede Regung, jede Handlung von ihrem Lichte verklärt wird, daß sie alles überstrahlt, das Gute, wie das Böse, und Schonung und Vergebung für das größte Unrecht hat. Diese Frau, der Sie das Herz gebrochen haben durch Ihren — Einfluß auf ihr Engelskind — diese Frau wird die liebevolle Mittlerin sein zwischen Ihnen und der Strenge des Vaters, die wohl erbarmungslos auflodern könnte.

Gehen Sie hin und bekennen Sie Ihre Schuld, es ist das Einzige, was Ihr Unrecht an Erna noch zu sühnen vermag, so weit es sich sühnen läßt. Gehen Sie hin und bekennen Sie Ihre Schuld, damit Sie selbst befreit werden von der Angst vor Entdeckung

und der Stimme des Gewissens; damit Sie die Erfahrung machen, daß es nichts Klügeres und nichts Sichereres giebt, als der Liebe vertrauen und ihr sich auf Gnade und Ungnade in die Arme zu werfen."

„Ihr seid von anderem Blut und anderen Nerven," sagte sie tonlos, „Sie wissen nicht, was Sie fordern."

„Ich weiß es, wie hart Ihrer Natur das Bekenntniß Ihrer Beschämung und Ihrer Schuld sein muß, und ich weiß, daß meine Forderung unverdiente Gnade ist. Ich bestehe auf ihr, und wenn Sie diesem gerechten Anspruch nicht genügen — gut dann ist mein Weg direct zum Vater.

Heut' ehe die Sonne sinkt muß es geschehen sein, muß dieses namenlose Unrecht sein Ende erreicht haben."

„Morgen," sagte sie und ihre Blicke krochen am Boden, als suchten sie da den Ausweg aus Noth und Verzweiflung.

„Wie," brauste Marino auf, „so soll Erna noch eine Nacht leiden? Noch ist die Ueberzeugung nicht gereift in Ihnen, daß es keinen Ausweg mehr giebt für Sie, als Geständniß?"

„Wo ist der Brief jenes — Schurken" —

„Silvia! Sie dürfen dieses Wort nicht sprechen."

„Der mich in niedrer Rache an sich schmiedete" —

„O, das verhärtete Herz, das nur die Schuld des Andern sieht! Gehen Sie hin, Silvia, und ich will

Sie von dieser Fessel befreien. Ein solches Ehebündniß ist ein Hohn auf alles, was heilig ist, es darf nicht bestehen. Reginald hat gegen eine Scheidung nichts einzuwenden — hier" — er entfaltete das letzte Blatt — „lesen Sie die harten Worte, in welchen er das ausspricht, wenn Sie es nicht lieber sich ersparen wollen."

„Ich will den ganzen Brief lesen, er verläumdet mich," sagte sie, hastig die Hand danach ausstreckend.

„Später, wenn Sie es dann noch wollen," erwiederte Marino, ihn zurückziehend. „Er ist zu lang um jetzt gelesen werden zu können und daß ich ihn aus der Hand geben sollte, werden Sie nicht beanspruchen.

Sobald Ihr Geständniß gemacht ist, alles klar und überwunden, was klar sein und überwunden werden muß, wenn das Auge Erna's und der Eltern verzeihend auf Ihnen ruht, dann sei dieser Brief Ihr Eigenthum."

„Ein erzwungenes Geständniß wird niemand befriedigen," sagte sie finster.

„Noch weiß Niemand von diesem Briefe; machen Sie seine Mitwirkung unnöthig."

Sie sah ihn unsicher an, griff mit beiden Händen nach dem Kopfe und sah ihn wieder an.

„Es ist unmöglich," sprach sie durch die geschlossenen Zähne, „ich will hinauslaufen in die fremde Welt und niemand wiedersehen" —

„Und Erna? Sie vergessen, daß Sie müssen. Da höre ich des heimkehrenden Vaters Schritte" —

Er ging zur Thür und zog die Schelle.

„Was wollen Sie thun?" rief sie in Todesangst.

„Ihre Unentschlossenheit besiegen. Der Kampf ist zu schwer für Sie, hinterdrein kommt die Erlösung."

Der Diener trat ein.

„Anna soll die gnädige Frau bitten zu Fräulein Silvia zu kommen und so lange bei meiner Frau bleiben, bis ich komme. Ich komme sogleich," trug ihm Marino auf.

Silvia stand regungslos. Ihr Auge blickte wie in weite Ferne, der Ausdruck ihrer Mienen veränderte sich fremdartig. Marino beobachtete sie mit Spannung — und jetzt trat Theresa herein.

Theresa blickte fragend von Silvia auf Marino, welcher langsam der Thür zuschritt, als sei er zweifelhaft, ob er bleiben oder gehen solle.

Nun aber regte sich Silvia und that einige Schritte auf Theresa zu. Dann blieb sie stehen und sagte, mit Tönen die noch Keiner je aus ihrem Munde vernommen, so tief, so dumpf, so gebrochen: „Mutter — ich habe nicht an die Liebe geglaubt, das hat mich namenlos elend gemacht; das hat Euer Glück und Euren Frieden gemordet, das hat Erna um Jugendglück und Leben betrogen, das hat mich so tief mit Verderben umstrickt — daß ich keiner Liebe mehr werth bin. Und wenn Du jetzt — dennoch lieben wolltest, verzeihend" —

„Silvia," rief Theresa mit hellem Freudenruf, „Silvia, mein Kind, Gott segne dieses Wort aus Deinem Munde! Komm an das Herz Deiner Mutter, armes Kind, und wenn Du nach Liebe dürstest, sie soll Dich laben mit süßer Kost. O, jetzt bist Du mein, endlich mein, und nichts mehr zwischen uns."

„O, Mutter, Du kennst nicht meine Schuld," rang Silvia mit Anstrengung hervor.

„Muß ich sie kennen? Darf es nicht mit der Reue genug sein? Mit dem Unglück, das über Dich hereingebrochen?"

„Ach, daß mein Mund sie nennen muß!" klagte Silvia die Hände ringend.

„Wenn es sein muß, wenn es zu Deiner Erleichterung nothwendig, so komm, mein Kind, setze Dich zu mir und sprich Dein armes gequältes Herz frei. Gesegnet sei die Stunde, die Dein Vertrauen herbeiführte."

Silvia blickte wie Rettung suchend auf Marino.

Er trat heran und sagte: „Lassen Sie mich statt Ihrer reden" —

Sie fiel auf die Knie zu den Füßen der Mutter und legte das tief gebeugte Angesicht in die Hände. Theresa zog ihr Haupt auf ihren Schooß und hielt es mit beiden Händen sanft umschlungen.

„Silvia, die erst von nun an an die Liebe glaubt, ließ sich bethören von dem Leichtsinn in schöner Gestalt; und weil sie selbst nicht an die Liebe glaubte, liebte sie auch nicht — daraus wob sich denn kein

Band, das Bestand haben konnte. Silvia betrog und wurde betrogen. Sie belud das — ach, zu zarte Gewissen der Schwester mit dem düsteren Geheimniß, erzwang den Schwur des Schweigens als Beweis für die Liebe, an welche sie nicht glaubte — und heut' erst findet sie die Kraft durch ihr Geständniß zu sühnen, was noch zu sühnen ist."

Theresa's Hände hatten Silvia's Haupt losgelassen, ihre Brust hob sich, als wolle sie zerspringen. „O, so nehmt endlich die Steine von der Brust meines armen Kindes! Erna, Erna, lebe auf!" stöhnte sie und dann, als mache sie sich Vorwürfe diesen Schmerzensschrei nicht unterdrückt zu haben, legte sie die Hände wieder auf den Kopf der Knieenden und zwang sich ruhiger zu hören, was Marino noch zu sagen hatte.

„Nur wenig noch bleibt zu sagen," nahm er das Wort wieder auf und fast versagte ihm der Athem es auszusprechen. „Der Schuldige, der die Bethörte verlockte" —

„O, mein Gott," stöhnte Theresa erschüttert. —

„Der von ihr Betrogene, ihr rechtmäßig angetrauter Gatte, ist — mein unglücklicher Bruder Reginald, dessen Geschichte Sie kennen."

Wortlos staunte Theresa. „Wie werden wir den Vater versöhnen!" sprach sie endlich, setzte aber sogleich hinzu: „Aber wir werden es, ich bürge Dir dafür, armes Kind. Laßt es nun genug sein — ich fasse nichts mehr. Was noch gesagt sein muß, das

sei es ein andermal. — Jetzt ist die erste Pflicht Erna's Beruhigung; wie geschieht sie am besten ohne sie zu sehr zu gefährden?"

„Vertrauen Sie das mir," bat Marino, „doch noch ist es nicht Zeit, noch bleibt uns, dem Vater sein Recht zu erweisen, noch ist der große Act nicht ausgespielt und erst wenn Alles überwunden, darf sie den Segen davon erndten.

Wohl uns, daß wir ihr Frieden bringen dürfen!

Ich gehe voran zum Vater; Ihre sanfte Hand, theuere Mutter, die Hand, die dem armen freudlosen Manne das einsame, liebeleere Leben zum seligsten Genuß gewandelt, die mit selbstlosester Aufopferung das Traurige, Bittere ihm fern hielt, weil sie die Mission des Weibes: Segen und Frieden zu verbreiten, als die ihre erkannt, und, treu sich selbst, davon nicht lassen konnte: diese Hand wird auch hier die verworrenen, widerstrebenden Fäden so zu ordnen und zu verweben wissen, daß Friede und Liebe das Resultat sein werden.

Muth nur über die schwere Stunde hinaus!" —

Wie Marino es verstanden, den Schmerz, den Zorn des verrathenen Vaterherzens so weit zu beschwören, daß Theresa nicht zu gewaltsam erschütternde Scenen mehr durchzukämpfen hatte, sondern Liebe und Trostgründe Aufnahme bei dem Ergriffenen finden und das Mitleid mit dem Unglück der Bethörung von ihr wach gerufen werden konnte — wir erlassen uns diese Schilderung.

Es ist eine der schwärzesten Stunden des Daseins, wenn dem Elternherzen statt freudigen glücklichen Entfaltens, statt Dank und Liebe im Herzen ihres Kindes, bitterer Kummer wird. Welche Feder scheute nicht davor zurück, diesen heiligen Schmerzen nachzugehen und sie ans Licht des Tages zu ziehn, in ihrer ganzen fürchterlichen Bitterkeit. —

„Es mußte so sein, ehe Silvia die Unsere werden konnte," sagte zum Schluß Theresa, „nun ist sie besiegt, die Erkenntniß ihr geworden, daß sie auf unsere Liebe angewiesen ist, daß diese Liebe sie bewahrt haben würde vor dem Schrecklichen, wenn sie sie nicht von sich gestoßen hätte.

Es mußte so kommen — jetzt laß sie genug haben, an dem Unglück, das sie allein über sich gebracht — es ist die Lehre, welche in das Mark ihres Wesens gedrungen sein, es gänzlich umgestaltet haben muß. Jetzt ihr verzeihn, jetzt ihr Liebe erzeigen — das ist's was sie für immer bewältigen muß."

Noch wollte er sie nicht sehn, noch fühlte der zum Strafen geneigte Charakter des Mannes nicht die Milde in sich zu versöhnen wie Theresa und Marino es wollten — allein auch das forderten sie von ihm — um Erna's willen, um seiner selbst willen, damit die aufgeregte Gefühlswelt, das wogende Gedankenmeer, an dem Damm des gefaßten Entschlusses sich früher lege und sänftige.

Aber bleich und zitternd, geknickt und als Greis erscheinend stand er im Zimmer und stützte sich auf

den Tisch, als Theresa Silvia hereinführte. Er blickte die Wankende an, die keines Wortes mächtig vor ihm stand und wollte sprechen; allein die Worte versagten auch ihm — in lautes heißes Weinen ausbrechend sank er bewältigt in den Sessel zurück und Silvia stürzte zu seinen Füßen hin.

„Steh' auf," sagte er, indem er sich zu fassen suchte, „und sei eine Andere."

Er reichte ihr die Hand, auf welche sie ihre brennenden Augen drückte, die noch immer keine Thränen hatten, und verließ das Zimmer. —

„Verlassen Sie Silvia nicht," flüsterte Marino Theresa zu, da diese noch immer vor dem Sessel kniete, auf welchen ihr Haupt gesunken war.

„Und nun bringe ich Dir den Frieden, Du süßer, duldender Engel, Du, der für das rauhe Erdendasein nicht geschaffen war," sprach er leise zu sich selbst, als er durch die Zimmer schritt und zögernd anhielt, um in den vollkommenen Besitz seiner Ruhe zu gelangen. —

Als er bei Erna eintrat, erhob sie sich aus dem Sessel am Fenster und trat ihm entgegen, die ihr liebevoll entgegengestreckten Hände, wie es beim Kommen allezeit seine Art war, ergreifend und sich an ihn lehnend.

„Du siehst so freudig und strahlend aus," sagte sie, zu ihm emporschauend, „laß mich Theil nehmen — Dir ist ein gutes Werk gelungen. Der

lichte Schein auf Deiner Stirn stieg aus Deinem tiefsten Innern wiederleuchtend empor."

„Es ist Freude, ja mein Herz, und Du sollst ihren Grund erfahren. Doch mußt Du Dich davon nicht aufregen lassen. Höre mich recht ruhig an, damit die Nachwirkung der Freude auch keine schlimme, sie störende sei."

„Ganz ruhig will ich sein," entgegnete sie, ihn zum Sopha führend und mit ihm sich niederlassend. „Hast Du irgend eine gute, Dein Herz beruhigende Nachricht erhalten? Thränen getrocknet? Einen Kummer gebannt?"

„Nicht mich allein betrifft die Freude," nahm er so ruhig als möglich das Wort, „Euch Alle, Dich vor Allen und mich" —

„Eine Freude — uns Alle?" sprach sie sinnend und legte die Hand an den Kopf, den es zu durchzucken schien — „Silvia? Doch nein — nein — nein —"

„Ja, Erna, theueres Herz! Sie hat bekannt, ist mit den Eltern versöhnt — harrt Deiner Vergebung, alle segnen und lieben Dich."

Er hielt sie still in seinen Armen und flüsterte ihr sanfte Liebesworte zu, beschwor sie aus Liebe zu ihm ihren Gefühlen zu gebieten. „O, Dir, Dir dank' ich das," rief sie, nachdem sie gefaßt, was ihr durch den Mund des Geliebten verkündet worden war, „doch hin zu ihr, führe mich, trage mich — o, Mutter, Vater — o, Silvia!"

Er hob sie auf und trug sie durch die Gemächer bis vor die geschlossene Thür, hinter welcher Silvia noch auf den Knieen lag und Theresa beruhigende Worte sprechend bei ihr stand.

Marino öffnete nun und mit einem seligen Freudenlaut lag Erna von den Armen der Mutter fest und innig umschlossen und von ihren Küssen bedeckt an dem theueren Herzen, von welchem sie nichts mehr grausam trennte. —

Doch sie raffte sich auf aus der Wonne dieser Umarmung und kniete neben Silvia hin, die das Haupt nicht erhoben hatte bei ihrem Eintritt.

„Silvia," rief sie, den Arm um den Nacken der Gebeugten legend, „Silvia, Dank, tausend Dank, daß Du gesprochen, Dank, tausend Dank, daß Du lieben willst — Das Glück ist durch nichts zu theuer erkauft."

Da fuhr Silvia auf, da warf sie sich an Erna's Brust, da strömte die heiße unhemmbare Thränenfluth aus den Augen, die nie geweint und Thränen als Zeichen der Schwäche verlacht hatten, bis zu dieser Stunde.

Und Erna setzte sich auf den Lehnstuhl und zog den Kopf der Schwester, die immer noch knieen wollte, auf ihren Schooß und sprach sanft freudige Worte, alles Leid sei nun aus, alle düsteren Gewalten vom heiligen Herde des Hauses verbannt, die Zukunft winke ja mit freundlich beruhigender Geberde, sie mildere vergangenes Weh, es sei ja nichts mehr zu

thun, als zu lieben und sich lieben zu lassen. — Der Liebe ist nicht zu entrinnen," schloß sie endlich — „nun hat sie Dich, nun laß Dich ihr, dann ist ja Alles, Alles gut."

Auch Marino saß im Hintergrunde mit verhüllten Augen, auch der starke vielgeprüfte Mann weinte.

„Dieses Herz eine, ach, so kurze, Zeit nur besessen zu haben, ist ein Heil, wie es wenig Sterblichen beschieden," klang es in seinem Herzen, mit Jubel und Traurigkeit.

Ja, ihr Geist hatte ihn beseelt, als er die Mittel und Wege fand, die traurige Katastrophe so rasch und entscheidend, so mild und versöhnend an den Erstaunten und Erschütterten vorüberzuführen, als es jetzt unter Mitwirkung der edlen Menschen, die dabei betheiligt waren, gelungen war.

Der Himmel war rein! Möge seine milde Sonne das theuere Leben fristen, um das er bangen mußte in Glück und Leid. —

Erna erhob sich jetzt. „Zum Vater," sagte sie und ging in sein Zimmer.

Er saß neben der Thür auf einem Stuhl, auf welchen er beim Eintritt bewältigt hingesunken war. Er sah bleich und verändert aus und blickte kaum auf, um zu sehen, wer kam.

Erna kniete sanft vor ihm nieder, küßte die matt auf dem Knie ruhende Hand und bat mit rührendem Tone: „O, Väterchen, mein gutes Väterchen, vergieb

mir! vergieb mir meinen Antheil an Silvia's Schuld, vergieb mir, daß ich sie nicht besser zu schützen gewußt, vergieb mir und ihr, um des Guten willen, das so schmerzhaft und erschütternd sich emporringen mußte! Nun aber ist es da, ach herrlich da, in nicht gehoffter Schöne — Zürne uns nicht mehr, Väterchen!"

Er hatte sie sprechen hören und denkend drein geschaut, er hatte seine Hände auf ihr lockiges Haupt gelegt und aufwärts geblickt, er hatte sie emporgezogen auf sein Knie und an sein Herz gedrückt und sein schweres Haupt auf ihre Schulter gestützt in langem ergriffenen Sinnen.

Und sie hatte seine Wange sanft gestreichelt und ihn gebeten jetzt nicht mehr so allein sitzen zu bleiben, jetzt sei nicht mehr Zeit zu klagen und zu zürnen, jetzt müsse einem jeden festlich zu Sinne sein, daß die liebe Gottessonne durch das düstere Gewölk gebrochen sei.

„Jetzt müssen wir Silvia zeigen, was leben in Liebe heißt, damit sie ewig die Unsere bleibt," schloß sie und zog den Vater vom Stuhle auf und brachte ihn herein zu den Anderen, wo Theresa ihn zärtlich empfing und er noch einmal Silvia die Hand reichte, die sich niederbeugte und sie küßte.

Nun trat Silvia zu Marino hin und sagte: „Nehmen Sie meinen Dank, edler Mann, und lassen Sie die Beichte vollkommen sein. Ja," wandte sie sich zu Vater, Mutter und Erna, „nicht freiwillig that

ich meine Geständnisse, er, der durch einen Brief — seines Bruders von Allem unterrichtet war, trieb mich mit Gewalt dazu. Noch immer war mein Herz verhärtet, die Furcht verzehrte es — ich wußte nichts vom Lieben. Wenn Euch aber die Wonne der Befreiung von dem schrecklichen Geheimniß, der heiße Dank über Erna's Erlösung, die ich nicht herbeiführen konnte ohne mich zu verrathen — wenn Euch der heiße inbrünstige Dank eines lange entsetzlich gequälten Herzens, für so viel unbegreifliche Liebe an eine Unwürdige fortgeworfen, ein Beweis sein kann von meiner Aufrichtigkeit, meiner Erkenntniß, meinem Glauben an die Liebe, den Ihr Alle mir gegeben und Erna vor Allen" —

Sie vermochte nicht zu vollenden. Erna umschlang sie auf's Neue, Theresa streichelte beruhigend ihre Wange und Marino ergriff ihre Hand mit warmem Drucke. „Muth, Silvia," sagte er, „die Bahn ist offen. Ich will fortan Ihr Anwalt sein; in allen Sorgen wenden Sie sich an mich."

Sie sah ihn an — der wilde Trotz, der Zorn, der Haß war aus ihren Zügen fortgewischt, als habe er sie niemals entstellt, sie dachte an seinen Bruder, welchem er an Gestalt und Zügen glich und doch so unähnlich im Geiste war, der auf der edlen Stirn thronte und ihm die Herzen gewann, die jener verscheuchte — sie sah ihn lange sinnend an — dann wandte sie sich still und ging hinaus.

Theresa sprach im Fenster mit Hippolyt, Marino führte Erna langsam durch die Zimmer.

„Lassen wir Silvia jetzt allein, es wird ihr wohlthun,“ sagte er und leitete Erna zu einem Divan in dem Gemach, wo Silvia's Bild stand, das noch eine Veränderung hatte erfahren sollen.

„Verweile einige Minuten hier bei mir,“ bat er, „ich habe noch mit wenig Strichen die Seele in das Angesicht zu zeichnen, welche uns heut gelungen ist aus ihrem Zauberschlaf zu erwecken.“

Und am Nachmittage führte er Silvia vor das Bild und zeigte ihr ihr jetziges Gesicht, das rührend und anziehend durch einen traurig sinnenden Zug ihr entgegen blickte.

Sie schien im Betrachten Marino's Gegenwart zu vergessen und sprach leise vor sich hin: „Wie schlecht war ich doch aufgehoben, als ich auf mich allein mich stützte — und wie gut bin ich nun geborgen, da ich mich Ihren Armen vertraute!“ —

„Kommen Sie, Silvia,“ sprach er vortretend, kommen Sie zu Erna; sie verlangt nach Ihnen.“

Er zog ihren Arm durch den seinen und führte sie hinüber zu Erna, welche, in Folge der Erregungen des heutigen Tages, auf ihrem Lager ruhen mußte. Freudig winkte sie ihr, sich zu ihr zu setzen und verbarg unter einem glücklichen Lächeln ihre Schmerzen, die sie gering achtete, weil ihre Seele frei die Schwingen regen durfte.

Am folgenden Tage kam Tante Gretchens Ge-

heimerath. In Folge des vorausgeworfenen Schattens dieses großen Mannes hatte Erna wunderbar gut geschlafen und erwachte früh fast mit der alten heiteren Laune, welche bis zu den traurigen Ereignissen ihr liebliches Eigenthum gewesen.

Sie scherzte unter ihren Schmerzen und lächelte dem von Tante Gretchen triumphirend hereingeführten Geheimenrath so schelmisch herausfordernd zu, daß auch er lächeln mußte, so schmerzlich sein theilnehmendes Herz von dem Anblick dieses jugendlichen Hinwelkens auch ergriffen sein mochte.

Er war aber nicht allein gekommen. Papa Hippolyt hatte den früher schon consultirten Arzt noch mit zu kommen aufgefordert. Die Untersuchung ergab, wie von den Aerzten dem Vater später mitgetheilt wurde, daß die Krankheit allerdings seit dem ersten Besuch jenes Arztes ihre naturgemäßen Fortschritte gemacht, daß aber Pulse und Herzschlag heut überraschend gut befunden worden und daß anzunehmen sei, es trete unter irgend einem günstigen Einfluß, bei Vermeidung jeder Gemüthserregung, ein Stillstand des Leidens ein, welcher die schon gezählten Tage zu verlängern verspreche.

Es wurden neue Verordnungen gegeben und der Kranken empfohlen, sich die heitere Stimmung zu bewahren, als bestes Gegenmittel für ihre Leiden.

„Daran soll es nicht fehlen, meine Herrn," sagte sie fröhlich, „ich danke für diese wohlschmeckende Ver-

ordnung; denn Fröhlichkeit ist mein Element, in dem ich gar behaglich schwimme."

Sie sagten, daß sie allen ihren Patienten diese herrliche Laune wünschten und hatten draußen noch einen harten Strauß mit Tante Gretchen auszukämpfen, welche sie durchaus nicht ohne das Versprechen, Erna gesund zu machen, fortlassen wollte.

Es folgten nun schöne Tage. Rührend schöne Tage, in denen Eines das Andere an Liebe zu übertreffen trachtete und wegzuleugnen, was doch mit unverkennbarer Schrift in den sanften Zügen Erna's geschrieben stand.

Alles trug jene rührende Heiterkeit, welche über unheilbaren Schmerzen blüht, wie Blumen auf Gräbern unser Auge lieblich locken.

Tante Gretchen reiste ab ohne von Erna Abschied zu nehmen. „Gebt ihr die Blumen hier," sagte sie, „bessere giebt's ja bei Euch nicht, und sagt, ich habe sie so früh nicht stören wollen. Ich vermag es nicht." — —

Silvia erkannte mit richtigem Tacte ihre Aufgabe, sich jetzt vor Allem Theresa als liebende Tochter zu erweisen, und ihre Aufmerksamkeit umgab sie in jedem Moment.

Der Vater war gütig zu ihr, doch wortkarg, und sie fühlte, daß es für ihn besser sei, sich nach wie vor auf Theresa angewiesen zu sehn.

Gelang es ihr einmal einen rechtzeitig geleisteten Dienst mit einem freundlichen „Danke Kind," von ihm

angenommen zu sehn, dann leuchtete ihr Auge auf und ein glückliches Lächeln zuckte um die schweigenden Lippen.

Schweigsam und aufmerksam, sich liebevoll einfügend ging sie still waltend umher und Marino wagte, indem er sah, wie Silvia jetzt sich ganz als ächte Tochter betrug, mit seinem Herzenswunsch hervorzutreten, welcher dahin ging, sein „kleines, geliebtes Weibchen" auch wirklich für sich zu haben und seiner Thätigkeit und seinen Studien in ihrer Nähe wieder obliegen zu können.

So trug er seinen heiligen Schatz denn am Tage nach dem Christfeste, das Alle in glücklicher Vereinigung verlebt hatten, hinüber in seinen Thurm und Alle mußten verheißen, täglich einzusprechen, und hielten aus innerstem Triebe ihr Versprechen. Und zögerte Silvia in peinlichem Selbstvorwurf, sich Erna viel zu nahen, so holte Marino sie auf Erna's Wunsch herbei und Erna versicherte ihr, daß ihr jetzt so liebes Gesicht ihre schönste Erheiterung sei, die sie ihr schon gönnen müsse.

Der Jugend wird Alles leichter als den späteren Lebensaltern; selbst das Scheiden vom Leben.

Sie scheidet von Hoffnungen und süßen Träumen, aber sie scheidet nicht von unvollendeter Arbeit, sie hängt noch nicht mit weitverzweigten Lebenswurzeln an unzähligen Punkten festgeeint, die alle blutend olsgerissen werden müssen. Die Mutter, die um das Wohl der Kinder bangt die sie verlassen muß, der Mann, der die Seinigen unversorgt zurück-

läßt, der mitten in voller begeisterter Wirksamkeit derselben entsagen, und was er mit allen Kräften seines Wesens angestrebt, unvollendet abbrechen muß — sie fühlen herber noch die unerbittliche Nothwendigkeit: dem eisernen Gesetze zu erliegen. Sie träumen ja nicht mehr von eigenem Glück und Genuß, sie wollen wirken und schaffen, bis ihre Aufgabe gethan und weil sie das Werk so unbeschreiblich lieben, wird ihnen das Scheiden so schwer. —

Der Jugend ist alles poetischer Traum — und sie träumt sich hinüber in den letzten ewigen Schlaf. —

Erna gab sich dem süßen poetischen Träumen mit stiller Wonne hin. Sie hatte nichts mehr zu thun auf dieser Welt, als Marino zu lieben und seine Liebe tief im Herzen zu empfinden. Ihr Leben war abgeschlossen, Friede in ihrer Seele. — Sie hatte durch den Vater in jener Unterredung ihr Testament feststellen lassen, da auf ihre Reichthümer, welche sie selbst so wenig in Anspruch genommen, Niemand ein Anrecht hatte und der Vater ihr sagte, daß sie verfügen dürfe.

Silvia sollte den vierten Theil ihres Vermögens haben, und Reginald, unter der Bedingung, daß er ein geregeltes Leben führe, desgleichen. Marino die andere Hälfte. Nach ihrem Tode erst durfte den Erben darüber Mittheilung gemacht werden.

In der Nähe Marino's, unter Bildern und Kunstwerken bei dem schönen Instrument, das noch zuweilen unter ihren künstlerischen Fingern erklang,

den geliebten Namen mit Blumen stickend in das Tuch auf dem Nähtisch so rückte ihr der Winter vor und nahte der Frühling und an einem schönen klaren Maientage, dessen Sonne leuchtete als könne in ihrem Scheine kein Leid bestehen — da hatte das kranke Herz seinen letzten Schlag in Marino's Armen ausgezittert und lächelnd das sanfte Engelsauge sich für immer geschlossen.

Die Liebe ist hellsehend.

Mitten im gesegneten Frieden hatte Erna das Wort gesprochen: „Wenn ein Krieg ausbricht, beneide ich alle Verwundeten und Kranken, welche Du pflegst, denn daß Du gehst, weiß ich gewiß."

Und es war im Jahre achtzehnhundert und siebzig, als Erna im Frühling von Marino ging, und der Krieg brach aus und Marino zog hinaus, um das eigene Leid unter Leidenden zu betäuben und rastlos bemüht, zu lindern und zu helfen, wo der Dienst des Vaterlandes seine blutigen Opfer heischte.

Und einmal, da eine neue blutige Schlacht geschlagen und Marino unter Todten und Sterbenden hülfespendend wandelte, da brachten die Krankenträger auf ihrer Bahre einen Apoll mit zerschossenen Gliedern getragen, dessen Brust das eiserne Kreuz zierte und der noch mit brechendem Auge ein freudiges Lächeln hatte, als Marino sich weinend über ihn neigte und ihm die Botschaft der Liebe und Vergebung spendete.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.